51763
56.135

DER HEILSBRINGER

VON WILHELM SCHMIDT BONN

51763.56.135

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

HUGO REISINGER

OF NEW YORK

"For the purchase of German books"

Der Heilsbringer

Von **Wilhelm Schmidtbonn** erſchien im gleichen Verlage:

Uferleute. Geſchichten vom untern Rhein.

Raben. Neue Geſchichten vom untern Rhein.

Mutter Landſtraße. Das Ende einer Jugend. Schauſpiel in drei Aufzügen.

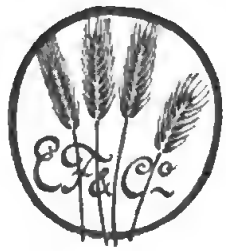
Die goldene Tür. Ein rheiniſches Kleinſtadtdrama in drei Akten.

Der Heilsbringer

Eine Legende von heute

von

Wilhelm Schmidtbonn



Egon Fleiſchel & Co. / Berlin / 1906

56.135
HARVARD COLLEGE
FEB 18 1921
LIBRARY

Alle Rechte
vorbehalten

Dieſes Buch widme ich einem unbekannten Manne, den ich an einem Julimorgen in einer Münchener Regimentskanzlei ſah. Ich war kommandiert, an einem Tiſch zu ſitzen und Briefe in ein Buch einzutragen. Da trat mit der gewöhnlichen Schar ſolcher, die vom Arzt für den Militärdienſt unterſucht werden, ein äußerſt ſonderbarer Mann ein. Er trug nicht wie die andern: Hoſen, Stehkragen und Hut, ſondern einen langen Rock, Sandalen an nackten Füßen und das blonde Haar bloß und bis zu den Schultern. Nicht nur das, ſondern auch die lange Form des bärtigen Geſichtes und das ruhige Strahlen der blauen Augen gaben ihm ein Chriſtusausſehen. Während alle andern, obwohl noch Bürger, mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit und Unterwürfigkeit ſchon jetzt die militäriſche Disziplin zu erfüllen ſtrebten, ſtand er in einer ſtolzen und doch beſcheidenen Zurückhaltung da. Die ſonderbare Erſcheinung breitete über die nüchterne Soldatenſtube einen märchenhaften Schimmer. Meine Kameraden an

den benachbarten Tiſchen ſteckten lachend die Köpfe zuſammen oder winkten ſich mit den Augen zu — während ich, wie ich geſtehen muß, durch den Mann in eine Erregung geriet. Das, was ich ſah, ſchien mir der Anfang des Zuſammenpralls zweier Welten, deſſen notwendige Fortſetzung farbenbunt vor mir ſtand. Der Mann iſt frei geworden und verließ das Zimmer nach einer Viertelſtunde, ich ſah ihn auch nie wieder — aber doch leuchten ſein Haar und ſeine Augen noch heute vor mir wie damals. Ich gab nunmehr acht auf jene rätſelhaften Heiligen, die in ähnlichen Trachten und immer mit dem gleichen, ſtarren und ſtillſchwärmeriſchen Ausdruck der Augen von Zeit zu Zeit durch die Straßen der großen Städte wandern. Weniger ihre Tracht an ſich, als der Umſtand, daß ſie ſich dadurch in einen gewollten Gegenſatz zu aller andern Welt ſetzten und damit ihre Verurteilung und Verachtung dieſer Welt kundgaben, reizte mich, ihren vermutlichen Gedankengängen nachzugehen. In einem Eiſenbahnwagen zwiſchen Köln und Elberfeld ſprach ich dann mit einem von ihnen. Es war bald zu erraten, daß ich es nur mit einem kindlich guten Narren zu tun hatte. Er reiſte, mit einem Wachstuchpacken auf dem Rücken, nach Berlin, um von dort aus die Menſchen zu einem naturgemäßen Leben, vor allem

zur Pflanzenkoſt zurückzuführen. In einer armen, ſüdlichen Vorſtadt Kölns endlich hörte ich von einem dritten erzählen, von deſſen Reden und Schickſalen ſich an den Ufern und in den Gaſſen eine Art Legende erhalten hatte. Dieſen dritten habe ich nie geſehen, aber ich habe ihn mir in der Vorſtellung lebendig zu machen geſucht; von ihm erzählt das Buch. Er kann nicht viel anders ausgeſehen haben als jener erſte in München.

I.

Der Winter nahm kein Ende.

Seit Monaten laſtete der Schnee, war der Rhein faſt ohne Waſſer und mit Eis bedeckt.

Die Schiffe lagen im Hafen, von den gewaltigen Mauern der Dämme und dem unabänderlichen Weiß des Himmels eingegrenzt. Nur ſelten öffnete ſich der Nebel, und dann zeigten ſich, in einer unvermuteten Lieblichkeit, die Weinhänge der Ufer mit den freundlich daran hingeſtellten Häuschen.

Das jenſeitige Ufer aber blieb tagelang unſichtbar, als läge ein Meer zwiſchen ihm und dem Hafen. Nichts als das Klingen der brechenden Eisſtücke drang von Zeit zu Zeit hinter dem Damm herauf.

Das, was allein in dieſer großen Ruhe ſich bewegte, war der junge Schiffer, der, wie ſeit Wochen, auch heute auf ſeinem Schiff hin und her ging. Die Hände ſteckten in den Taſchen, die Schritte ſchlugen weit und regelmäßig auf das Holz des Bodens hin.

Der Kopf war immer wartend vorgeſtreckt, die Augen ſuchten unabläſſig auf und ab und kehrten doch immer wieder zu dem einen Ziel zurück, dem Horizont im Norden, wo hinter dem Nebel die große Stadt lag mit ihren durcheinanderlaufenden Menſchen, mit ihren toſenden Maſchinen. Es war, als horche der lange, magere Mann auf die Töne, die etwa aus der verhangenen Ferne in ſeine eigene Stille herüberklingen möchten.

Aber nichts blieb hier vom großen Leben zu ſpüren, als ab und zu ein Hundebellen aus dem Städtchen, ein Ruf von einem der andern Schiffe her, das Klappern der Teller in der kleinen Küche, wo die Mutter das Abendbrot bereitete.

Längſt war das ganze Schiff geſtrichen, das Segel geflickt, das weiße Häuschen der Kajüte mit einem neuen Dach bedeckt. So blieb nichts mehr zu tun für den Drang eines jungen Körpers, ſich zu bewegen, als die Beine über das Schiff hin und her zu tragen und bisweilen die Arme in die Luft zu ſtrecken, um tiefer zu atmen.

Der junge Joſef Weingarten war der Einſamen einer. In einer merkwürdigen Scheu ging er nur ſelten von ſeinem Schiff über das Laufbrett ans Land, zu den Menſchen. Das Gras, der feſte Boden, die Häuſer aus Stein, die Enge der Gaſſen,

die Fülle der Menſchen endlich waren ihm in ihrer Fremdheit etwas Unheimliches. Riefen ihn die Kameraden, die ans Land zum Bier und zum Tanz gingen, ſo blieb er ſtehen, als höre er ſie nicht, und ſah in eine andere Richtung.

Ohne mit der Mutter oder dem alten Knecht Geſpräche zu führen, immer aber mit leiſer und heller Stimme ſingend, pflegte er ſeinen Verrichtungen nachzugehen oder unter dem weiten Himmel am Steuer zu ſtehen. Dabei flogen ſeine blauen Augen langſam über die wechſelnden Bilder der Ufer hin, und der Stromwind richtete ſeine gelben Haare auf — alle Farben ſeines Geſichtes waren kräftig und wie mit friſcher Farbe geſtrichen. Kiefer und Stirn waren eckig und hart, und das Leuchten der Augen drang aus ungewöhnlich tiefen Höhlen hervor. Für immer zu ihm gehörig ſchien die Rauchwolke aus ſeiner tönernen Pfeife und das leiſe, klirrende, in der Sonne flirrende Schütteln der Ohrringe.

Seine Scheu vor dem Land, vor der fremden Welt da, entſprang aber nicht etwa einer Feindſchaft, ſondern im Gegenteil — wie es im Leben zu ſein pflegt — einer unbewußten Liebe. Es zog ihn zu den Ufern hin, zu den Städten dort, zu den hoch in den Himmel gezeichneten Bergen, zu den unab-

ſehbar ausgebreiteten Wieſen am Stromende, aber eine Keuſchheit ſeines Innern hielt ihn, wie vor etwas Heiligem, auf dem Schiff zurück.

Nur — und das war das Sonderbarſte — wenn er eine Ungerechtigkeit ſah, wenn ein großer Hund einen kleinen zerzauſte, wenn Kinder ſtritten und drei gegen eins waren: dann färbte ſich ſein Geſicht rot, ſein Herz quoll auf, er lief ohne Beſinnen über das Brett ans Ufer und half dem ſchwächern Teil. Oft kam er da in Streit mit den Menſchen des Landes, und deshalb hielt ihn die Mutter, ſchnell aus ihrer Küche hinzueilend, immer am Arm feſt, hielt ihn vom Betreten dieſer fremden Welt ab, in die er nicht hineingehörte.

Mit zwanzig Jahren geriet er aufs Leſen. Eine innere Unruhe, ein Unbefriedigtſein trieben ihn dazu. Ihm war in der Kindheit nur geringer Unterricht zuteil geworden. Wie alle Schifferkinder hatte er nur dann zur Schule gehn können, wenn das Schiff irgendwo am Ufer lag, im Sommer, wenn es ein- oder auslud oder das Waſſer niedrig war, im Winter, wenn Eis ging. Deshalb umfaßte er alles, was er nun an Büchern fand, mit dem Staunen und der Heftigkeit eines Gehirns, das, weil in der Jugend geſchont, zart, erregbar, unermüdlich, ein wenig kindlich und von ſchwerem Begriff geblieben war.

Nun, ſiebenundzwanzigjährig, las er die halben Nächte; immer in denſelben fauſtdicken Büchern, die die Mutter und der Knecht, jene mit einer bangen Verwunderung, dieſer mit einer zornigen Verachtung auf ſeiner Kommode aufgeſtellt ſahen: denn aus ihnen mußte die Unraſt kommen, die den Schiffer unabläſſig von einem Ende des Schiffes zum andern trieb. Es waren aber alles nur Bücher, die von tauſend andern Menſchen mit gänzlicher Ruhe geleſen wurden — Bücher über die Sterne, die Tiere, die fremden Völker, Bücher über die Art, wie die Welt, die Meere, die Berge, die Flüſſe entſtanden waren, und über das verborgene Ziel, dem dies alles zuſtrebte.

Nicht mehr als fünf, ſechs Stunden ſchlief der Schiffer. Dann, mitten in der Nacht, zündete er die Kerze an und begann zu leſen. Bald geriet er in eine ſonderbare Erregung, atmete ſchneller, ſtrich ſich die Haare mit unbewußten, haſtigen Bewegungen aus der Stirn. Die Flügel ſeiner hagern Naſe öffneten ſich, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er mußte die Decke von ſich ſtreifen und lag bloß da, warf ſich von einer Seite zur andern. Wenn dann durchs kleine, nur kopfgroße Fenſter der erſte Tag hereinſchimmerte, ſtand er auf und fing nun an, mit ſeinen ſchnellen, gleichmäßigen,

lauten Schritten immer übers Schiff hinzugehn. Und immer hinter ihm her, in einer lächerlichen und rührenden Treue, sein Hund, ein häßlicher, rauher, hochbeiniger Schäferspitz.

Der ganze Tag war nötig, damit der Schiffer das mit den Zähnen seiner Gedanken zerbiß, hartnäckig und unerbittlich, was er die Nacht über in sein Gehirn hineingefüllt hatte. Bei dieser Verarbeitung des Gelesenen nahm seine Erregung nicht ab. Da er sie aber nicht zeigen durfte, verlegte er sie allein in die Bewegung der Augen und der Beine. Er kam sich auf den Brettern des Schiffs wie in einen Käfig gesperrt vor, während hinter seiner Stirn die unendlichen Zeiträume der Erdgestaltung und der Menschwerdung ausgedehnt lagen. Es drängte ihn, von seinem Schiff in dieses Weite, Unendliche hineinzugehen. Er meinte, die Hände aus den Taschen ziehen und irgendwo zupacken zu müssen. Ein ganz seltsames Mitteilungsbedürfnis steckte in ihm: schon als Kind hatte er immer einen aus der lärmenden Schar der Brüder in einen Winkel gezogen, um ihm das, was sein junges Hirn ausfüllte und erregte, zu erzählen: die Märchen und Sagen der Ufer. Jetzt trieb es ihn immer aufs neue — so, als ob er der einzige wäre, der die Wissenschaft der dickleibigen Bücher in sich trage —

an das Ufer zu gehen, unter die Menſchen, in die große Stadt unten, und dort alle zu lehren, was er geleſen hatte, alle ſo hochatmend und glücklich zu machen, wie ihn ſelber die Kenntnis dieſer Wunderdinge machte. Dabei flutete etwas Warmes in ihm auf, drang ihm in die Augen, ſein Herz weitete ſich, ſchlug ſchneller — und er trat lauter auf, grub die Fäuſte tiefer in die Taſchen, um das, was in ihm vorging, vor den Augen der Mutter und des Knechtes zu verbergen. Von der Spitze bis zum Steuer wunderte er ſich dann ſogar über ſich ſelber, lachte laut, rollte ein Tau zuſammen, ſetzte einen Eimer beiſeite, um Dinge zu tun, die einem Schiffer zukommen. Kehrte er aber vom Steuer zur Spitze um, ſo hämmerten ſchon wieder die alten Gedanken gegen ſeine Stirn, ſahen ſeine Augen ſchon wieder weit und glänzend in den Nebel hinein, dahin, wo die Stadt lag. Ja, die haſtenden Menſchen da unten — er ſah es von ſeinem Schiff aus beſſer, als wenn er am Land, mitten unter ihnen, geſtanden hätte — wußten nichts von dem großen Frieden, der ſtill machenden Seligkeit, die von den Worten ſeiner Bücher ausging. Wohl läuteten die Glocken dort, wohl ſtiegen die Kirchtürme in den Himmel — aber alle lebten doch nur für den Tag, all ihr Kleines kam ihnen wichtig vor, und das große Ewige lag

fern von ihnen, ohne daß ſie es erkannten, ohne daß ſie darnach griffen. Sie jagten wie die Ameiſen durcheinander, um das Glück zu ſuchen — und ſahen das wirkliche Glück nicht, das nur aus ihnen ſelber aufwachſen konnte. Ja, wenn man Mut genug hätte — es wäre ſchön, hinzugehen und ſie auf das Rechte hinzuweiſen.

Hinzugehen! Von ſechs Brüdern war er der jüngſte und der einzige zugleich, der bei der Mutter geblieben war. Die fünf älteren waren, einer nach dem andern, ſo wie ſie in die Jahre kamen, dem Wandertrieb der Rheinleute gefolgt, waren mit den Wellen zum Meer hinunter, auf das Meer hinaus, ſteckten nun irgendwo in fremden Ländern. Alle paar Jahre einmal kam irgendwoher ein Brief mit fremdartigen Marken, die immer wechſelten, während die harten, großen Schriftzüge immer dieſelben waren, ſo als ob alle Briefe immer nur von einem geſchrieben wären.

In dem Jüngſten nun ſchien ſich der Drang, über die Erde zu wandern, mehr in den Drang nach dem in der Seele Weiten und Großen vertauſcht zu haben. Alles, was bei den übrigen ſtarkknochig und handfeſt war, voll verwegener und rheiniſch ſchlagfertiger Worte, war bei ihm — obwohl er ihnen an Kraft und Größe des Leibes nichts nachgab — groß-

äugig, verſchwiegen und nur im Verſchwiegenen, Geträumten kühn und unternehmend. —

Plötzlich hielt der Mann jetzt in ſeinem Gang über das Schiff inne und ſah nach einer Karre hin, die am Ufer entlang fuhr und mit Broten beladen war. Eine Frau näherte ſich der Karre, ſtreckte den Arm aus und nahm ſich ein Brot. Sie wollte ſchnell und ungeſehen damit in ein Haustor treten. Aber Kinder, die auf dem Platz ſpielten, ſchrieen, liefen hinter der Karre her, riefen, in der Grauſamkeit der Kinder, dem Fuhrmann zu.

Der Fuhrmann, ein kurzer Mann in Stiefeln, blieb ſtehen, trat mit ein paar ſchnellen Schritten zu der Frau hin und griff nach dem Brot.

Die Frau wickelte die Schürze darum, faßte den Mann an den Rock und ſtieß ihn ſo von ſich weg.

Da ſchlug er ihr die Fauſt auf den Kopf.

Sie ſank in die Kniee, ohne zu ſprechen, hielt die Schürze mit dem Brot dicht an ihre Bruſt.

Das alles geſchah ſchnell, aber noch ſchneller war der Schiffer — ſeiner Gewohnheit getreu — mit hoch erhobenen Abſätzen über das Gangbrett ans Land gelaufen und ſtreckte den Arm zwiſchen die Streitenden aus. Die Mutter, die ihn ſonſt hinderte, in ſolchen Fällen vom Schiff zu gehen, war abweſend.

„Mir gehört das Brot!“ ſchrie der Fuhrmann.

„Mein Mann iſt krank,“ ſagte die Frau leiſe, aber nicht errötend, nicht im Bewußtſein, Unrechtes getan zu haben, ſondern hart und trotzig.

„Geht nur, Frau,“ ſagte der Schiffer lachend, mit einer hohen, klaren Stimme, „da iſt Brot genug auf der Karre.“ Dabei ſah er den Fuhrmann mit demſelben lachenden Geſicht an.

„Mir gehört das Brot,“ ſchrie aber der Mann noch lauter und drängte zu der Frau hin.

„Meine Kinder hungern zu Haus,“ ſagte die Frau noch trotziger und wandte ſich zum Gehen.

Der Fuhrmann um den Schiffer herum, wieder nach der Frau und dem Brot greifend. Der Schiffer aufs neue zwiſchen beiden.

Leute kamen aus den Seitengaſſen, aus den Türen der Häuſer. „Laßt der Frau das Brot!“ ſchrieen alle auf den Fuhrmann ein.

„Geht ſchnell, Frau,“ ſagte der Schiffer wieder, „da iſt Brot genug auf der Karre.“

Die Frau ging, ohne umzuſehen.

Der Schiffer ſtand mit breitgeſetzten Beinen und hinderte den andern, nachzugehen, immer ruhig, heiter, während jener rot vor Zorn war und die Augen aus dem Kopf ſtehen hatte.

Mit einem Mal ſtand mitten unter dem Volk ein

weißhaariges Männchen, dem ein funkelnder Helm und ein Säbel beſondere Bedeutung gaben, obwohl das Männchen nur halb ſo groß wie die andern Männer umher war: der Polizeidiener. Er ſchob ſeinen Helm hinauf, der ihm tief über den klein gewordenen Kopf hineinfiel, ſuchte mit flinken, ängſtlichen Augen nach der Urſache der Erregung, hielt die Hand ans Ohr, hob dann ſeine alte, dünne Stimme hoch über den allgemeinen Lärm, lief geſchwind hinter der Frau her, hielt ſie am Rock feſt.

Die Frau ſank plötzlich zuſammen unter der Berührung dieſer in weißem Leder ſteckenden Hand, die von dem guten Teil der Menſchheit ſelber ausgeſtreckt und die Frau von dieſem Teil zu trennen und zu dem andern, ſchlechten, verlorenen, zu ſtoßen ſchien. Ihr Geſicht ſah mit einem Mal bittend und traurig aus, und ſchnell wie ausgeſchüttete Steine fielen ihr die Worte aus dem Mund: „Laßt mich los! Der Winter iſt an allem ſchuld, der Satan hat den Winter geſchickt. Mein Mann hat keine Arbeit; er hat ſich die Füße blutig gelaufen, aber ſie gaben ihm keine. Jetzt iſt er verzweifelt, liegt auf dem Strohſack daheim. Die Kinder ſind klein, müſſen alle zur Schule, müſſen Eſſen und Kleider haben, in einem Monat kommt wieder eins. Alſo kann auch ich nicht arbeiten wie ſonſt. Was? was ſagt

da einer: die Unterſtützung von der Gemeinde? Jawohl, da läufſt du acht Tage und ſtehſt vor den Türen, ehe ſie dir für einen zu eſſen geben. Was ſollſt du nun machen? Betteln? Nein, betteln nicht! Das kann keiner von mir verlangen. Laßt mich los! Ich bin eine ehrliche Frau, ich arbeite ſechzehn Stunden am Tag, meine Kinder haben kein Löchlein in den Kleidern, lügen nicht und ſtreiten nicht. Ich habe gewaſchen, drei Tage, für fremde Leute, aber ſie ſind mir das Geld ſchuldig geblieben. Ich habe nichts mehr im Haus. Laßt mich los! Ich habe nichts Schlechtes getan, ich habe mir nur genommen, wo was war. Denn ich muß doch leben."

Mehr als alle Worte ſprachen die verfrorenen Hände der Frau, die die Schürze mit dem Brot umklammerten, und das Geſicht, das mit den Augen und dem Fleiſch der Backen ganz in die ſtehengebliebenen und nun hervortretenden Knochen hineingefallen war. Aber ſo blutlos das Geſicht geweſen, ſo ſchnell rötete es ſich nun, während der letzten Worte, nahm einen wilden, ſtolzen Ausdruck an, der es faſt ſchön machte.

Der junge Schiffer legte die Hand auf den Arm des Poliziſten: „Laßt die Frau gehn — da liegen tauſend Brote, was macht da das eine?" Dieſer Einwand ſchien ihm ſo ſelbſtverſtändlich, daß

es gar nicht nötig war, einen neuen vorzubringen.

Aber der Mann mit ſeinem Helm und Säbel — ſonſt ein Mann mit einem Kinderherzen, der in jedem Frühjahr zum Rhein ging, ſeinen Hund zu erſäufen und jedesmal wieder mit ihm zurückkehrte — breitete hier, wo er in ſeinem Amt waltete, einen finſteren Ernſt über ſein Geſicht. Nur die dicken blauen Augen ſahen in ihrer alten Gutmütigkeit daraus hervor. „Die Frau iſt fremd im Ort, kennt ſie einer?“ rief er und ſah ſich um.

Aber keiner wußte mehr von ihr, als er ſah: daß es eine abgehärmte und der Verzweiflung nahe Frau war.

„So muß ſie mit — aufs Amt.“

Der Fuhrmann, mit einem Mal breiter und größer in ſeinem Stolz, griff wieder nach dem Brot.

„Weg von der Frau,“ rief der Poliziſt, „holt Euch Euer Brot auf dem Amt.“

Im ſelben Augenblick legte der Schiffer ſeine Arme um die Frau, trug ſie ſchnell über den Platz, über das Gangbrett aufs Schiff hin, wollte raſch das Brett einholen und ſo die Verbindung zwiſchen Ufer und Schiff, zwiſchen Geſetz und Not aufheben.

Die Leute gaben mit lauten Rufen ihren Beifall zu erkennen.

Aber da geſchah etwas Unerwartetes: die Frau ſtand auf, drückte ihr Brot wieder feſt an ſich und ging, dem Schiffer wehrend, über das Brett zum Ufer zurück, ging zu dem Männchen hin und ſagte: „Gut, bringt mich auf Euer Amt — ich will ſehen, ob ſie mir mein Brot nehmen wollen.“

Ein Mann zog Geld aus der Taſche, um dem Fuhrmann das Brot zu zahlen. Eine alte Frau, die ausgegangen war, um ihr Mittagsbrot zu kaufen, legte alles, was ſie hatte, dazu. Aber die andere öffnete ihre Hand nicht, ſchüttelte den Kopf, wiederholte ihre Worte und ging dem Poliziſten voran, zum Amt hin.

Der Fuhrmann trieb ſcheltend ſeine Pferde an, die Leute gingen wieder ein jeder ſeinem Ziel nach. Die Kinder liefen noch ein Stück teils hinter der Frau, teils hinter dem Fuhrmann her — ſpielten dann weiter.

Der Schiffer ſtand und ſah auf den leeren Platz hinaus, als ob dort Frau und Fuhrmann und Menſchen ſich immer noch durcheinander bewegen mußten. Ein Vorgang, der alltäglich war, der für die Menſchen des Landes nichts Verwunderliches mehr hatte, der auch ganz ſein geſetzliches Ende gefunden hatte, ſchien ihm eine plötzlich geriſſene Öffnung, durch die er in die fremde Welt des Ufers wie in einen Abgrund hineinſah.

Der lautloſe Frieden der Sterne, in dem er mit ſeinen Gedanken weilte, war um ihn verſunken. Auch die Stille des Schiffes ſchien lügneriſch. Ein Ruf von dem lärmenden Leben draußen war an ſein Ohr gedrungen, das Leben ſelber ſtand vor ihm.

Er ging zum Steuer hin, lehnte die Hüfte dagegen und ſah mit ſtarren Augen in den Nebel vor ſich. Das, was die andern, die es mit angeſehen, längſt achtlos beiſeite geworfen, im regelmäßigen Gang der täglichen Geſchäfte vergeſſen hatten — in das ſchlug er jetzt die hartnäckigen Zähne ſeiner Gedanken hinein. Er bewegte die Lippen, ohne daß er einen Laut herausließ, redete ſo mit dem Schiff, dem alten, trauten, wie er ſtummen und einſamen, erzählte ihm alles.

So war es: es gab in der Tat eine Frau, die ſolche Not litt, daß ſie und die Ihren hungerten, und es gab da draußen in der Welt einen Mann, der ſich weigerte ihr Nahrung zu geben, obwohl er genug hatte, und es gab einen zweiten endlich, der die Frau zum Gericht führte, weil ſie ſich einfach ein weniges nahm, ſo wie der Sperling ſich eine Krume vom Schiff nahm, ſo wie die Weidenwurzeln am Ufer das Waſſer nahmen und tranken. Und die Welt war ſo, daß die Menſchen, die zuſahen,

nicht wehrten — und weitergingen, als wäre nichts geweſen.

Wohl hatte er öfter von manchem Elend am Lande erzählen hören, das der lange Winter noch verſtärkt hatte, öfter davon auch in irgend einem Stück einer Zeitung geleſen; aber das waren ihm nichts als Worte einer fremden Sprache, die er nicht verſtand. Nun ließ ein Gefühl der Verwunderung ihn die Augen groß, den Mund offen halten. Dann zwang er den Mund zuſammen, ſah drohend aus den Augen, machte aus ſeinen Händen zwei Fäuſte. Wenn er auch die Welt nicht kannte, wenn er auch — er gab es zu — alles ein wenig zu ſchwer nahm: hier geſchah etwas Unrechtes, hier war Elend und wurde vom Überfluß weggetrieben, hier war ein Mann, den ſie in einen Mantel mit goldenen Knöpfen geſteckt hatten und der die Gerechtigkeit unter den Menſchen vertreten ſollte, und er packte das Elend an und ſchleppte es zum Richter ſtatt den hartherzigen Überfluß. Nun, mögen die beiden Männer recht haben und die Frau unrecht — es iſt doch etwas in ihm, das dadurch nicht ruhig wird, das ihm weiter das Blut zum Herzen jagt, die Fäuſte zucken läßt. Es gibt noch ein anderes Recht über jenem, und wenn das nicht geſchrieben iſt, ſo muß es noch geſchrieben werden. Und wenn das alles in ihm iſt, ſo muß es wahr ſein.

Und dann lief es durch seine Glieder: sein sonderbares, altes Bedürfnis, seine erregten Gedanken mitzuteilen, stieg in ihm auf und machte ihn schon durch die Vorstellung seiner Erfüllung weich und beglückt. Ja, in der Tat: wie man einen Berg besser aus der Ferne sieht, so sieht er das Leben besser von seinem Schiff aus. Und wirklich: ich sollte nicht länger hier stehen und mit dem Holz des Schiffes, dem Steuer, dem Mast, der Ankerkette reden. Ich sollte einmal ans Ufer gehen, unter die Menschen gehen, sollte den Mund auftun und sagen: Ihr habt eure Welt schlecht geordnet; ihr müßt eilen, sie in eine bessere Ordnung zu bringen.

Er nahm seinen Gang über das Schiff wieder auf; hinter ihm her der Hund. Bis zum Abend ging er so, hin und her — den Kopf vorgestreckt, wie in etwas hineingebohrt. Die Sterne und das Ziel der Menschheit waren vergessen. Die breite, rastlose, zermalmende Flut seiner Gedanken wälzte sich schwerfällig, wie durch ein neugefundenes Bett, über dieses Ereignis hin. Von allen Seiten spülten die Wellen daran, wie an einen im Weg liegenden Felsblock, nagten in alle Spalten hinein, suchten ihn zu erschüttern und siegend mit sich davonzutragen.

II.

Wenige Tage darauf ſtand der Schiffer in der Mitte des Schiffes und ſang. Er ließ ſeine Stimme, die faſt zu hell für ſeinen langen Leib ſchien, zum Land hingehn, wo der Schnee und die öde Stille von geſtern und vorgeſtern und all den Tagen und Wochen laſtete.

Er hatte ſeine Bruſt einem ganz neuen Gefühl geöffnet: dem Glück. Denn heute kommt die Baſe aus Köln, die Maria. Die Mutter iſt ſchon mit ihren kurzen Schritten ans Land, zur Bahn, um ſie abzuholen. Und ſchon ſieht er das junge, lebendige Ding vor ſich: blond und ſtrahlend. Nun ja, ſie iſt ſchon oft über das Brett aufs Schiff geſtiegen — jedesmal, wenn das Schiff am großen Werft unten anlegte, um ein- oder auszuladen. Aber diesmal ſoll ſie bleiben, eine Woche, zwei Wochen: ihr Vater ſchickte ſie. Warum? Das iſt gleichgültig! Nur, daß ſie kommt! Es iſt wie blauer Himmel nach all dem Schnee. Das werden Tage, ſchön wie

geträumt. Er ſpricht mit ihr, lacht leiſe mit ihr, nimmt, wenn keiner herüberſieht, ihre weichen, kleinen Hände ſchnell in ſeine harten, großen, und des Abends, hinter der Kajüte, drückt er wie das letzte Mal geſchwind ſeinen Mund auf den ihren. Schon im Denken an das alles wird der Körper warm, der Mund öffnet ſich immer wieder zum Singen. Er fühlt: das iſt das Glück.

Durch die ſingende Stimme gerufen, ſtieg aus dem Bauch des Schiffs der Knecht, der alte Ruland, herauf. Nur ſo weit, daß ſein langnaſiges, von der Rheinluft rot wie ein Ziegel gebranntes Geſicht zu ſehen war. Mit nacktem Kinn ſteckte es ganz in einem Rahmen von weißem Haar, das unter dem Kinn in einen langen Ziegenbart überging, aber doch die fingerdicken Sehnen des ausgedörrten Halſes ſehen ließ. Er war unten im dunklen Schiffsraum damit beſchäftigt, einen blauen Sack mit Stroh aufzufüllen, da er ſein gewohntes Bett dem Beſuch abtreten mußte. Aber nicht das war der Gegenſtand ſeiner Gedanken; er ſah vielmehr nur nach dem Herrn hin, mit den kleinen, ſcharfen Augen eines Mannes, der fünfzig Jahre nach entgegenkommenden Schiffen ausgeſchaut hat — weiß und ſengend wie glühendes Eiſen brannten ſie aus dem Geſicht heraus. Das Lied des Schiffers

war ihm kein Grund, mit froh zu ſein. Er verlor in ſeinem Ausdruck nichts von dem Mißtrauen, mit dem er alles, was der Schiffer tat, zu beobachten pflegte, zog ſogar, doppelt beſorgt, lange Falten vom Haar bis zu den weißen Augenbrauen herunter, ſpuckte einen braunen Saft aus dem Mund und ſtieg wieder hinab.

Der Schiffer ſang weiter; lauter, glücklicher.

Endlich kamen die beiden Frauen aus der engen Gaſſe, die zum Ufer führte. Die Mutter, klein, im altmodiſch gelben Kopftuch, das ihr bis auf die Schuhe reichte, und in ihrer gewöhnlichen Eile ein wenig voraus. Hinter ihr, um einen Kopf größer und mit einem Korb am Arm, das blonde Mädchen. Immer vor ihnen her ſtiegen zwei kleine Wolken von warmem Hauch in die Luft.

Als ſie nahe kamen, zeigte ſich das Weiß und Rot im Geſicht des Mädchens, die Rundung ihrer Schultern, der leichte Gang ihrer Schritte. Sie hatte den Kleidrock der Kälte wegen hinauf und um die Schultern geſchlagen. In ihrem roten Unterrock hob ſie ſich wie etwas Blühendes, wie ein endlich erſchienenes Stück Frühling ſelber, von dem Schnee der Straße ab.

Ein heißes Gefühl ſtrömte dem Schiffer zum Kopf hinauf: die da kam, war nicht mehr das ſchmale

Kind vom vorigen Jahr; das war eine Frau geworden, die eine ſtille Lieblichkeit der eckigen und harten Geſtalt des Schiffers entgegentrug. Und mit einem Mal ſtand es vor ihm: die muß meine Frau ſein, mit ihr will ich abends zu den Sternen hin auf und zu dem Waſſer hinunter ſehen. Er neigte den Kopf ein wenig, als könnte der Kopf das Gewicht dieſer Vorſtellung nicht tragen.

Aber — es war ſonderbar — das Mädchen hob nicht wie ſonſt, ſchon von weitem, die Hand zur Begrüßung, ſchickte nicht ihre klare, wie eine Glocke klingende Stimme zu dem Schiff hinüber. Ohne den Kopf zu heben, gleichmäßig ausſchreitend, kam ſie hinter der ſchnelleren Mutter her.

Die Mutter, der oben weiße Strähnen unter dem Tuch herausfielen, hielt unten die Zipfel des Tuches mit beiden Händen zuſammen. Der Kopf war vorgeſtreckt, gerade wie es die Art des Sohnes war, und die Augen waren ſorgſam und unabläſſig auf die flink vor und vor geſetzten Füße gerichtet. Und in der Tat waren die Schuhe ſo wenig von einem Schmutz berührt, als ob ſie eben erſt an die Füße geſteckt wären. Als die Frau dicht vor dem Schiff den Kopf hob, waren erſt die großen Augen zu ſehn, die blau wie die des Sohnes waren und mit einem feſten, klaren Ausdruck aus dem

vom Alter zwar klein gewordenen, aber wie in der Jugend frischfarbenen Gesicht herausſahen.

Zugleich ſah der Schiffer hinter den beiden noch einen kleinen, breiten Mann aus der Gaſſe kommen, der ein Kind auf dem Arm trug. Es war in der Tat der Oheim ſelber, der Meiſter. Was war für ein Feſttag, daß er nicht bei ſeinen zwei Geſellen ſtand und auf den Amboß ſchlug?

Der Mann kam mit geſenktem Kopf und in einer ruhigen Gleichmäßigkeit daher, was ſeiner Geſtalt, ohne daß der Ausdruck ſeines Geſichtes noch zu erkennen war, etwas Freudloſes gab.

Die Mutter, ſiebzig Jahre des Schiffes gewohnt, ging, ohne ſich nach den Gäſten umzudrehen, zuerſt über das Brett, mit denſelben kurzen und ſchnellen Schritten wie auf dem Land, nur daß die Schritte auf dem Holz mit einem Mal ſchallend ſchlugen. Die Baſe hielt dem Schiffer die Hand hin und ließ ſich ſo, mit einem geſchwinden Hinabblicken zum Waſſer, hinüberleiten. Der Schiffer aber ſah, während er vor ihr her über das Brett ging, zugleich nach dem Vater aus. Er rief ein paar Worte der Begrüßung — aber der Mund des Mannes blieb ſtarr geſchloſſen.

Doch als der Alte an dem Jungen vorüber war, ſchon mitten auf dem Schiff, blieb er ſtehen, ſah den Jungen an und machte den Mund breit — lachte.

Und gerade dieſes Lachen ſchlug wie ein Hammer auf den Schiffer. Er kannte den Ohm nicht anders als lachend. Das war einer der Rheinleute, die noch im weißen Haar Kinder ſind, immer in Späßen ſtecken, den Mund und die Hände nicht ſtill ſtehen laſſen. Einmal erſchreckte er durch die Erzählung eines unheimlichen Abenteuers, das er erfunden; ein ander Mal reichte er Sand ſtatt Schnupftabak, immer brachte er heimlich unerwünſchte Dinge in anderer Leute Taſchen und zog dafür andere Dinge heraus. Das alles tat er mit einem guten Lachen, bei dem zwei braune Augen, faſt in den Lidern verſteckt, Tränen von ſich gaben.

Bei dem Lachen jetzt aber blieben die Augen groß, ſahen wie durch den Kopf des Schiffers hindurch in irgend eine Ferne.

Und ſo antwortete der Schiffer auch nicht wieder durch ein Lachen, ſondern machte ein ernſtes, unter dem Ernſt verwundert fragendes Geſicht. Um aber doch etwas Heiteres zu tun, nahm er dem Ohm das Kind vom Arm, ſtreichelte über die goldenen Locken und fragte: „Kennſt du mich noch?“

„Hei — Waſſer, Waſſer!“ rief der Kleine jauchzend und ſah auf die ſpärliche Flut hinunter. In ihm regte ſich das alte Schifferblut der Ahnen wieder, das der Vater an ſeiner Schloſſerbank verleugnet hatte.

Dann ſaßen ſie alle zuſammen in dem Zimmer der Kajüte, das nicht viel umfangreicher als ein Tiſch auf dem Land draußen war. Alle Dinge, Sofa, Schrank und Stühle waren ſo zierlich, als ob ſie für Kinder beſtimmt ſeien. Dabei — da das einzige Fenſterlein noch mit Blumen verſtellt war — machte eine halbe Dämmerung den kleinen Raum zu einer Stätte der Abgegrenztheit und des Friedens.

Die Mutter ſtellte emſig Wein und Gläſer auf den Tiſch. Aber es war kein frohes Zuſammenſein wie ſonſt ſo oft in demſelben Stübchen, wo rheiniſche Lieder erklungen waren. Nichts war zu hören, kein Heben und Hinſetzen eines Glaſes, kein Wort, kein Huſten, nicht einmal ein Vorbeiſtreifen der Hände an den Kleidern, ein Umſtellen der Füße auf dem Boden. Ein jedes Paar Augen ſah auf einen Punkt hin. Nur die Stricknadeln der Mutter ſpielten und klangen unaufhörlich aneinander.

Ein Warten lag auf allen. Sogar das Kind ſaß bewegungslos und ſah auf ein Bild an der Wand, auf dem das Meer und ein Schiff in Segeln zu ſehen war. Einer der fortgewanderten Söhne, der auf dem Schiff gedient, hatte es geſchickt.

Endlich aber — während die Mutter der Meinung ſchien, ein Leid müſſe von ſelber zu ſprechen

anfangen — hob der Schiffer entſchloſſen den Kopf und ſah den Ohm an. Das war eine Aufforderung zu ſprechen, die Spannung zu löſen: warum kommt ihr? warum ſitzt ihr da, bewegt euch nicht, ſprecht nicht?

Und wirklich öffnete nun der Alte den Mund, zog die Hand verächtlich, großtueriſch durch die Luft und ſagte mit einer ſeltſam rauhen Stimme, in der zwei Stimmen klangen: „Ich will es nicht umſonſt — ich zahle für meine Tochter. Vier Wochen ſoll ſie bei euch bleiben.“

„Nein, Bruder,“ ſagte die Mutter und ſah nun auch den Mann an, „das ſoll ſein wie immer. Sie ſoll bleiben, ſolang ſie ſich warm fühlt bei uns.“

Ohne daß zu erklären war, warum — machte der Mann aus ſeiner Hand, die auf dem Tiſch lag, eine Fauſt und ſah durch das Fenſter auf den Steindamm des Hafens hinaus. „Nein“ — und hartnäckiger, merkwürdig gereizt — „ich will nichts geſchenkt, ich bettle nicht.“

Die alte Frau reichte mit beiden Händen über den Tiſch nach der Fauſt, machte aus der Fauſt ſanft eine Hand und ſtreichelte die Hand.

Der Schiffer rückte dicht neben ihn. Schon klopfte das Herz in ihm, ſtieg das alte, ſtarke Ge-

fühl in ihm auf: da war wieder einer, der Hilfe brauchte — laß ſehn, wie ich ihm helfen kann.

Aber der Mann ſaß wieder ſtumm da. Leiſe ſtand das Mädchen auf, nahm das Kind und ging, die Tür mit ihren runden Schultern ausfüllend.

Nun fing der Mann mit einer ganz andern, befreiten Stimme zu ſprechen an: „Nein — ich bezahle euch, wenn ich wieder Geld habe.“ Sein Geſicht färbte ſich mit einer dunklen Röte, die unter dem Kragen her am Halſe heraufſtieg. Er nahm die Augen vom Fenſter weg und ließ ſie auf ſeine Schuhe hinuntergehn. Dann ſprach er ganz leiſe: „Ich bin arm jetzt. Ich habe mein Auskommen nicht mehr. Arbeite nicht mehr.“

„Und deine zwei Geſellen?“ fragte die Frau.

„Hab' keine Geſellen mehr.“

„Und deine Werkſtatt?“ fragte der Schiffer. Seine Augen hingen groß am Munde des andern.

„Hab' keine Werkſtatt mehr.“ Der Ohm griff mit einer irren Bewegung nach dem Glas, aus dem er noch nicht getrunken, ſetzte es aber zurück, ohne ohne zu trinken.

„Trink,“ ſagte die Frau und ſchob es ihm zu.

„Nachher,“ ſagte er und faßte das Glas nicht an. Dann erzählte er, immer nur ſich rechtfertigend, immer leiſe, auf ſeine Schuhe ſehend: „Ich bin nicht

ſchuld daran. Es kam keine Arbeit — kam keine mehr. Dem erſten Geſellen mußt' ich ſein Zeugnis ſchreiben, in der Woche drauf dem zweiten. Jetzt war ich allein — aber auch für mich allein kam keine Arbeit mehr. Es kam keine. Zu den Leuten ging ich, die mir Geld ſchuldig waren — aber da ſah's überall wie bei mir zu Hauſe aus: keiner hatte Arbeit; es kam keine. Jetzt: wer immer ein unbeſorgter Vogel geweſen, nichts geſpart hat, der kann nicht lang warten. Alſo ſelber wieder Geſelle werden, die Tür zumachen, an andere Türen klopfen. Aber da ſtanden überall ihrer ſechs und zehn, ohne Arbeit wie ich und drängten ſich einer vor den andern, wollten Arbeit haben. So ging's von Tür zu Tür. Die Straße war ſchon voll ſolcher, die wie ich von Tür zu Tür gingen. Ich ging vor die Stadt, auf die Felder hinaus, wo die Fabriken ſtehn. Aber auch da alles voll Menſchen und leer von Arbeit. Überall: es kam keine. — Nein, bei unſerm Herrgott: ich bin nicht ſchuld daran. Ich hab' nichts verſpielt, hab' nichts mit Weibern durchgebracht. Ich bin nicht faul geweſen, bin nicht krank geweſen — nein, ich war voller Freude an der Arbeit, bin noch voller Freude — die Hände zucken mir darnach. Nein, die Zeit iſt ſchuld. Es kommt keine Arbeit."

Der Mann, der erſt traurig geſprochen, ſchob

die Zähne vor, machte zwei Fäuſte, die zitternd und voll Haß auf ſeinen Knieen lagen. Voll Haß gegen dieſe Zeit, dieſes Geheimnisvolle, Ungeheure, Feindliche, das tauſend und tauſend Männern das Werkzeug aus den Händen nahm, ſie kraftlos machte, und das ſich unſichtbar hielt, ſo daß man es nicht packen und würgen konnte.

Die alte Schweſter, weißhaarig wie der Bruder, das Geſicht voll Schrecken und Mitleid, ſchob ihm das Glas von neuem zu, ſagte mit einer zitternden Stimme: „Trink doch.“

Von neuem ſetzte er das Glas an den Mund, ſetzte es von neuem ſchnell und unberührt hin. „Nachher.“

Sonderbar war bei dem allen das Verhalten des Schiffers. Die Ellenbogen auf die Kniee, die Stirn auf die Fäuſte geſtützt, ſaß er da und ſah den Sprechenden mit unbewegten Augen an, atmete nicht mehr ſchneller, verriet mit nichts mehr eine Teilnahme.

Und die Mutter: „Nun — warte nur! Die Zeit wird wieder anders werden. Bleib bei mir. Später, wenn du nach Haus zurückgehſt, findeſt du auch wieder Arbeit, findeſt du wieder Zufriedenheit.“

„Ich habe kein Zuhaus mehr. Habe alles verkauft. Tiſch, Stühle, Betten und Bilder.“

Die Frau lachte, als ob er etwas Scherzhaftes geſagt habe und ſah ihm dabei mit angſtgeweiteten Augen ins Geſicht. „Nein — Tiſch und Stühle?“ Dann ſenkte ſie den Kopf. „Stühle und Betten — alles war noch von unſerm Vater, von unſerer Mutter her.“

Von dem Mann kam ein Stöhnen, das er vergebens mit zuſammengedrückten Schultern in ſeiner Bruſt zurückhalten wollte.

Die alte Frau ſaß ſtill, als ob etwas Heiliges im Zimmer geſchähe. Doch der Schiffer ſtand auf, ging, ohne ein Zeichen, das ſeine Teilnahme an dem, was vorging, verraten hätte, hinaus, machte die Tür hart hinter ſich zu.

Auch der Alte ſtand auf.

„Wo willſt du hin?“ fragte die Frau.

„Den Rhein hinauf — Arbeit ſuchen. Wo iſt das Kind?“ Er lachte auf.

Gerade dieſes Lachen gab kund, daß noch etwas Unausgeſprochenes zwiſchen ihm und der Frau lag. So ſtanden ſie ſich gegenüber, und keins bewegte ſich von ſeinem Platz.

„Willſt du mir eine Freude machen?“ ſagte die Frau unvermittelt, mit ihrer alten, feſten Stimme.

Der Mann ſah ſie überraſcht, mißtrauiſch an. Es war wohl nicht zu denken, daß noch einer von

ihm, dem Heimatloſen, dem Bettler, eine Freude bereitet haben wollte. Dem Bettler! Er machte ein ſtolzes Geſicht. Will ſie ihm Geld anbieten? Nein, er nimmt nicht einmal ein Glas Wein an, das er nicht zurückgeben kann. Er ſagt auch nicht: nimm das Kind, ich kann es nicht mehr nähren und kleiden. Nein, wenn er nichts mehr hat, ſeinen Stolz hat er: er wird ſtumm bleiben und das Kind in den Schnee hinaustragen. Die Tochter — nun, die kann ſchaffen mit ihren Armen, kann ſich ihr Eſſen verdienen; was man ihr gibt, iſt nicht geſchenkt. Sie ſoll bleiben.

„Sieh," ſagte die Frau und trat nahe zu ihm, „laß den Jungen bei mir! Tu's mir zulieb. Mir iſt die Zeit lang — alte Leute müſſen Kindervolk um ſich haben. Wenn die Zeit da draußen wieder in Ordnung iſt, komm ihn holen."

Die Augen des Mannes ſtrahlten auf. Es war nun erſt zu ſehen, ein wie gutes und offenes Geſicht er hatte. Er fühlte ſich frei: da war das, worauf er gewartet hatte, was nicht über ſeine Lippen durfte. Jetzt kam es ihm ſelber entgegen. Nicht ihm wurde ein Geſchenk gemacht, er ſelber ſchenkte. Noch einmal kehrte ſein Mißtrauen zurück, er ſah forſchend in das Geſicht der Frau — verſtellte ſie ſich, war es doch Mitleid bei ihr? Nein, er ſah es:

er war der Vater, der andere mit dem Kind, das ihm gehörte, eine Weile erfreuen konnte. Er drückte der Schweſter die Hand, legte noch eine Hand darauf und ſagte, mit Güte, gewährend, faſt mit ein wenig Selbſtbewußtſein: „Wenn es dich ſo freut — dann ſoll er bei dir bleiben. Halt' ihn gut. Er iſt ſpät gekommen, und die Frau iſt mir daran geſtorben. Ich ſollt' einen Haß haben gegen ihn und hab' ihn doppelt lieb.“ Er nahm ſeinen Hut.

„Trink deinen Wein aus!“ ſagte die Frau.

„Nein — hab' keinen Durſt.“

„Iß was!“

„Nein — hab' keinen Hunger. Adſchüß!“ Er drehte ſich in der Tür nach ihr um und winkte mit der Hand.

Sie ging hinter ihm her.

Er ſchritt gleich auf das Brett zu, ging ans Ufer.

„Die Kinder?“ rief ſie.

Er antwortete nicht, wandte ſich nicht zurück, hob nur den Hut und ſchwenkte ihn kurz in der Luft. Seine Schritte waren die kurzen, feſten Schritte eines Mannes, der voll Mut und Hoffnung an ein neues Leben geht.

Die Frau, die durch den Weggang von fünf Söhnen längſt gelernt hatte, einen Abſchied ohne lange Worte zu begehen, wandte ſich nach der Kajüte.

Da ſah ſie vorne, im ſpitzen Winkel des Schiffes, den Sohn ſtehen. Mit breitgeſetzten Beinen, die Hände in den Taſchen, den Kopf vorgeſtreckt, ſah er auf das Waſſer hinaus, in den Nebel hinein — wo die ferne, große Stadt lag.

Sie rief ihm, aber er hörte nicht.

Etwas in ſeiner Haltung machte ſie unruhig. Sie ging ein paar Schritte auf ihn zu, kehrte aber dann um und trat in die kleine Küche ein, um für die Gäſte Keſſel und Pfanne aufs Feuer zu ſtellen.

III.

Das war eine seltsame Nacht.

Schiffsleute sind gewohnt, rätselhafte Töne in den Nächten zu hören. Besonders wenn der Frühling nicht mehr weit ist, klingt es aus jedem Winkel. Die alten Bretter knarren: sie strecken sich, wollen in ihre frühere Gestalt zurück, träumen vielleicht von den aufsteigenden Bergwänden und den beschatteten Wiesentälern der Waldheimat. Oben, hoch über allem andern, spricht der Mast mit dem Wind. Die Segel, gefaltet und gebunden, unfroh der langen Rast, schlagen ans Holz, rufen den Leuten in den Betten zu: „Auf, stoßt das Schiff vom Land, der Frühling kommt, wir wollen wieder weitgespannt zwischen den Ufern herziehen!“ Die armdicke Kette, die den Anker hält, klirrt und will sich um ihren Pflock drehen. Und die Wellen schlagen plötzlich, ohne Ursache, an die Bretter, daß es wie geworfene Steine klingt: „Komm mit, Schiff! Nur wer wandert, ist froh!“

Aber in dieſer Nacht ſchob ſich in die leiſen, gewohnten Laute ein Stöhnen hinein, das anders klang, als das Stöhnen eines alten, ſterbenden Bretes irgendwo unten im Schiffsrumpf.

Die Mutter hob den Kopf vom Kiſſen und hielt das Ohr nach der Kammer des Sohnes hin. Endlich ſtand ſie auf und ging, im Hemd und mit nackten Füßen — leiſe, des Mädchens und des Kindes wegen, die bei ihr ſchliefen — zu ſeiner Tür. Mit angehaltenem Atem horchte ſie. ‚Was hat der große Junge? Ich muß zu ihm hinein, muß ihm die Hand auf die Stirn legen und ihn fragen, damit er den Mund auftun und ſich freimachen kann von dem, was auf ihm liegt.‘

Sie dachte an das Mädchen, das mit ruhig atmender Bruſt dort ſchlief. Sie ſah die beiden als Kinder vor ſich, wie ſie, von der Sonne beſchienen, am Rand des Schiffes knieten und wie er das Mädchen mit beiden Armen um den Leib hielt, wenn ſie ſich zu weit zum Strom hinunter beugte. Sie ſah die beiden, als er ſchon ein hochaufgeſchoſſener Jüngling geworden, hinter der Kajüte auf den zuſammengerollten Tauen ſitzen, abends, wenn die Sterne am Himmel ſtrahlten und die Spitze des Schiffs im Dunkel verſchwand. Er erzählte flüſternd, damit die Mutter nichts höre, und

das Mädchen lauſchte regungslos. Dann war ſie, die Mutter, auf den Zehen in die Kajüte zurückgegangen. Und dann ſah ſie ſein Geſicht noch, wie ſie ihm vor wenigen Tagen den Brief des Ohms gezeigt mit der Nachricht, daß das Mädchen komme. Sie ſah ſeine Augen leuchten, wie ſie ihr, der Mutter, nie entgegengeleuchtet hatten.

Nein, nicht zu ihm hinein! Solche Dinge muß jeder ſelber in ſich zur Ruhe bringen. Hier muß auch eine Mutter ſchweigen. Nicht hineingehen — ſein Glück iſt bei ihm.

Die alte Frau ſetzte die nackten Füße wieder leiſe über die Erde, ſtieg in ihr Bett und zog, mit einem Mal frierend, die Decke über ſich.

Der Schiffer ſaß aufrecht im Bett. Aber er ſprach heute nicht zu den Dingen, die um ihn her ſtanden und ihm zu Freunden geworden waren: zu dem alten Seſſel aus grünem Samt, zu der ſchwarzen Holzkiſte, die ſeine Kleider barg, zu den wenigen Bildern an der Wand. Sondern heute ſprach eine Stimme in ihm ſelber, und erregt lauſchte er. „Die Welt draußen iſt ſchlecht geordnet, du ſiehſt es“ — klang es fordernd in ihm. „Es iſt feig von dir, ſatt, warm und ſorgenlos in der Stille deines Schiffes zu weilen. Du mußt hingehn, mußt ergründen, woher das Unrecht kommt, mußt denen

helfen, denen Unrecht getan wird. Jene Frau mit dem Brot, die du ſchon vergeſſen, und jetzt: ein froher Mann iſt aus dem Leben, das er ſich in langen Jahren gebaut, hinausgeriſſen. Beide wollen arbeiten und können nicht. Tauſende da wollen arbeiten und können nicht. Tauſende hungern. Aber iſt hier auf dem Schiff nicht alles in Ordnung? Gehen deine Sterne oben nicht geordnet ihren Weg? Muß die Stadt da nicht auch zu ordnen ſein?“

Dann ermüdete dieſe Stimme und ſank unter. Eine zweite Stimme erhob ſich voll friſcher Kraft: „Ei, was kümmert dich die Frau, der Mann? Warum Mitleid mit ihnen? Nirgendwo in der Natur — du weißt es aus deinen Büchern — gibt es ein Mitleid. Die Sterne, die Berge, der Strom — alle leben ihr Leben und ſehen einander nicht. Eine Pflanze erſtickt die andere, um Platz zu haben. Ein Tier frißt das andere, um ſatt zu werden. Alles ſucht ſein Glück. Und dein Glück beſteht darin, daß du auf deinem Schiff hin und her gehſt. Daß du durch das ſtrömende Waſſer von der Welt und ihrem Streit getrennt biſt. Daß du den Anker hochziehſt, die Segel aufſpannſt, das Steuer drehſt und nach deiner Weiſe über die Geheimniſſe der Ewigkeit nachdenkſt. Dein Glück beſteht darin, daß du den Arm um dieſes blonde Mädchen legſt und ſie nicht mehr vom Schiff läßt.“

Während dieſe Stimme zum Schluß faſt in ein Singen überging, zeigte das ſchnelle Klopfen des Herzſchlags, daß die andre noch lebte, wieder auf=ſtand. Sie führte keine Gründe mehr an, ſie rief nur. Das Ufer ſelber, die ferne Stadt, die Stimme der tauſend und tauſend Leidenden, die der Schiffer im Geiſte vor ſich ſah, riefen ihn, riefen: „Laß alles, komm! Sieh nach dem Rechten bei uns, hilf!“

Der Schiffer lachte auf: Wie ſoll ich helfen, was bin ich einer gegen die tauſend? Aber aus dem Lachen wurde ein Stöhnen, ein Aufſchreien. Eine Schwäche kam über ihn. Seine Bruſt wollte unter dem Anſturm der ſtreitenden Stimmen zer=ſpringen. Er griff mit beiden Händen nach dem Holz des Bettes, um ſich daran zu halten.

Aber auf dem Wege dahin wurden aus den Händen zwei Fäuſte, die gegen die wilde Bruſt ſchlugen. Er knirſchte vor Zorn: ‚Teufel, was iſt das in mir? Wenn die ganze Welt dieſe Dinge ſieht und ruhig bleibt, warum läßt es mir keine Ruhe? Ich will dieſes Quälen aus mir herausreißen!‘

Er faßte ſein Hemd und riß es von der Bruſt. Aber nun, wie von einer Feſſel befreit, rief die erſte Stimme lauter als vorher. —

Am Morgen trat der Schiffer aus ſeinem Zim=mer mit einem blauen Sack auf der Schulter,

der vorne und hinten beſchwert herabhing. Es war ein ebenſolcher Sack, wie ihn jeder der fünf Brüder beim Abſchied mit ſich genommen hatte.

Der Schiffer hatte ſeinen Sonntagsrock an, wie ihn die Schiffer nach altem Überkommen zu tragen pflegen: blau, mit breitem, niedergelegtem Kragen, ſo daß der Hals nackt und verbrannt herausſtand. Er bürſtete noch einmal mit dem Ärmel über den Rock, fuhr ſich mit der Hand durch das Haar, wie einer, der einen bedeutungsvollen Gang vorhat und einen ſaubern Eindruck hervorrufen will.

Er hatte ein ſonderbares Leuchten im Geſicht, die Füße traten in einer ungewohnten, feſten Ruhe auf. Schnell und beſtimmt, als ob nun nur noch dieſes Letzte zu tun ſei, ging er rund um das Schiff, blies hier und da den Staub von einem Holzſtück, ordnete die Falten des Segels neu, trat einen Nagel mit der Schuhſohle feſter in den Boden. Endlich, nach einem letzten Blick über das ganze Schiff, befriedigt wie ein Hausvater, der ſein Haus in ſchmucker Sicherheit zurückläßt, ging er zur Tür der Mutter hin.

Da ſtand, als ob ſich ein Brett des Bodens aufgerichtet hätte, der Knecht vor ihm, ſah drohend unter den weißen Augenbüſcheln herauf und fragte: „Wo wollt Ihr hin?“

„Den Rhein hinunter," ſagte der Schiffer in einer ruhigen Fröhlichkeit. „Gebt mir auf das Schiff acht!"

Das Geſicht des Knechtes wurde ſo weiß wie die Büſchel. Seine Augen glühten auf. „Nein, Ihr bleibt hier! Eurer fünf ſind gegangen, Ihr ſeid der Letzte — Ihr bleibt hier."

Der Schiffer hob den Arm, um den Mann beiſeite zu ſchieben.

Aber zugleich trat die Mutter ſelber aus der Tür, ſchnell, weil ſie die Worte des Knechtes gehört hatte. Sie ſah den blauen Schulterſack, den Sonntagsrock, dachte an die fünf Söhne, die alle ſo dageſtanden hatten, und ſank in ſich zuſammen. Ihre Hände hoben ſich, blieben eine Weile zitternd in der Luft ſtehen, fielen dann kraftlos herunter.

„Adſchüß, Mutter," ſagte der Schiffer und hielt ihr die Hand hin.

„Wo gehſt du hin?" kam es leiſe von der Frau her. Ihr Geſicht ſah älter aus. Ihr Mund ſchien dieſe Worte, die er ſchon fünfmal geſagt hatte, von ſelber zu ſprechen. Aber die Augen ſahen voll Angſt zu dem Sohn hinauf.

„Ans Land, in die große Stadt hinunter," antwortete er mit einer Freude in der Stimme.

„Wann kommſt du wieder?"

„Morgen, übermorgen, nächſte Woche — ich weiß es nicht.“

„No dann — adſchüß, Jung!“ Sie nahm die Hand des Sohnes. Aber jetzt, durch dieſe Berührung, wurde ſie eine andere, bekam Leben, ihr Geſicht rötete ſich, ihr Mund ließ Worte und Worte, herausfallen. Ihre Hände ſtreichelten ſeine Hand, ſeinen Arm, fuhren an ſeiner Bruſt hinauf und hinunter. Trotz ihres weißen Haares war ſie ganz ein ſchmeichelndes Mädchen: „Fünf ſind fort, und ich bin ſtill geweſen. Du biſt der Letzte, du biſt mir der Liebſte — du bleibſt bei mir. Sieh, keiner iſt wiedergekommen, und auch du: wenn du gehſt, kommſt du nicht wieder. Bleib bei mir!“

Der Schiffer ſenkte den Kopf, ſah ſtarr an den braunen, magern Händen, die die ſeine hielten, vorbei.

„Bleib da — was willſt du in der Stadt?“

„Ich will mir die Stadt einmal anſehn. Sieh Mutter — der Ohm! So ſind tauſend da. Ich muß dahin, es läßt mich nicht mehr auf dem Schiff. Ich muß doch einmal ſehen, was das für ein Ding iſt: die Zeit.“

Die Mutter ſtarrte erſt erſchreckt zu ihm auf. Aber dann lachte ſie, fröhlich, wie man bei einer Sache lacht, die ſich als harmlos herausſtellt.

„Ach, Jung! Da ſind ſo viel hohe Herren, Exzellenzen und Miniſterſch, und ſo viel gelehrte Herren, Dokterſch und Profeſſerſch — die haben tauſendmal mehr Bücher geleſen als du, und doch können ſie das Ding, die Zeit, nicht anders machen. Nein, Jung, ich bin dumm darin, aber das hab ich gedruckt in der Zeitung geleſen: die Not geht ſo weit wie der Schnee und weiter. Die Not geht über das ganze Land, über Frankreich und Engelland und Amerika, geht rund um die Welt. Das iſt alles vom Herrgott ſo eingeſetzt, da können Menſchenhände nichts ändern."

Er, hartnäckig und freudiger: „Nein — es ſoll keiner hungern auf der Welt. Ich muß ans Land."

„Was geht dich das Land an? Was gehn dich die fremden Menſchen an? Du hungerſt nicht, du haſt Arbeit."

Das Geſicht des Schiffers nahm einen harten, eckigen Ausdruck an. Die Haut glühte, wie von einem Feuer, das unter ihr brannte. „Das iſt nun ſo. Ich muß ſehn, ob da ein Unrecht geſchieht. Das macht nun einmal alles zornig in mir." Und dann ſchnell, während ſeine Augen aufſtrahlten: „Ach, da muß doch zu helfen ſein."

Die Frau war aufs höchſte verwundert, begriff nicht, ſah ihm ins Geſicht: was wollte er? Redete

er irre? Dann ſchüttelte ſie den Kopf. „Jung — du haſt jedesmal noch Unglück angerichtet, wenn du ans Land gingſt. Du verſtehſt das Land nicht. Bleib auf dem Schiff, Jung, liebſter Jung! Sieh“ — ihre Stimme klang liſtig — „hier haſt du das Mädchen. Sie iſt wahrhaftig aufgeblüht wie ein Wunder vom Herrgott. Nimm ſie dir. Sie ſoll bei dir ſein, wenn ich nicht mehr bin. Jung, liebſter Jung!“

Er ſchwieg, beſtürzt, daß das Geheimnis ſeines Innern offen lag. Aber dann zog er die Stirn in hartnäckige Falten. „Später. Jetzt muß ich das andere anpacken!“

Sie ſah noch zu ihm auf, wandte ſich dann ohne ein weiteres Wort um und ging, mit den alten, kurzen, kräftigen Schritten, noch einmal in die Kajüte.

Plötzlich ſtand wieder der Knecht neben dem Schiffer. Im Sonntagsrock wie der Herr, mit einem Bündel. Der Schiffer, ganz von ſeiner Sache erfüllt, mit dieſem Leuchten der Freude, des Befreitſeins auf dem Geſicht, ging an ihm vorüber zu dem Nachen hin, der angebunden hinter dem Schiff im Waſſer lag.

Mit dem Hund zuſammen ging der Knecht dicht hinter ihm her.

Der Schiffer kniete, zog den Nachen heran. Der Knecht kniete neben ihm, zog mit.

Der Schiffer ſtand auf, ſah ſich nach der Mutter um — im ſelben Augenblick ſprang der Knecht mit dem weiten Satz der Schiffsleute ins Boot. Mit ihm der Hund.

„Was denn?“ fragte der Schiffer, in der Meinung, es ſei irgend etwas nicht in Ordnung am Fahrzeug. Jetzt erſt ſah er Sonntagsrock und Bündel bei dem da unten.

„Ich gehe mit,“ erwiderte der Knecht ohne Umſtände und holte das Ruder unter der Bank hervor. Es ſchien etwas von der ruhigen Heiterkeit des Herrn in ihn übergegangen.

„Nein,“ ſagte der Schiffer, „ich gehe allein.“

Die Mutter kam, trug einen Schinken und zwei Flaſchen Wein, ſteckte ihm das in den Sack. „Jedem von euch fünf hab ich dasſelbe gegeben,“ ſagte ſie. Sie ſah den Knecht. „Was iſt mit dem Knecht? Du bleibſt hier!“

„Nein,“ ſagte der Knecht und ſetzte das Ruder ins Waſſer, „ich gehe mit.“ Er ſah an den andern vorbei, nach einem der fremden Schiffe hin, und ſagte leiſe, als ob er mit ſich ſelber rede, während ſein ausgedörrtes Geſicht plötzlich breit und weich wurde: „Dreiundfünfzig Jahre bin ich auf dem Schiff. Ich bin dem alten Herrn, ich bin Euch immer treu geweſen. Hab immer Euren Willen getan. Ich hab

Euch ſo wenig widerſprochen wie der Anker, wie der Maſt, wie das Segel. Aber ich bin doch nicht ganz ein Ding wie die. Ich hab noch etwas in mir von dem, was auch Ihr in Euch habt. Fünf Kinder hab ich vom Schiff gehn laſſen, die ich ſo lieb hatte, als ob es meine Kinder geweſen — Ihr wußtet es nur nicht. Aber der ſechſte — der ſoll nicht in der Welt verloren gehn. Den ſechſten will ich behüten, den ſechſten will ich zurückbringen.“ Er ſchwieg. Sein Geſicht war wieder ſo verſchloſſen und unbewegt wie ſonſt.

Der Schiffer ſprang zu ihm hinunter. „Er iſt drin — ſo ſoll er drin bleiben. Adſchüß, Mutter!“ Er reichte ſeine Hand hinauf.

Sie nahm nicht ſeine Hand, ſondern bückte ſich, legte die Hände um ſeinen Kopf und küßte die harte Stirn, die die abſonderlichen Gedanken ausſpann, die ſie nicht verſtand. Ohne zu weinen, ganz einfach, nur mit den Händen ein wenig zitternd, ſagte ſie: „Gott ſei bei dir!“

Maria kam mit dem Kind auf dem Arm, ſchon in den klappernden Holzſchuhen der Schifferfrauen, auf dem Geſicht ein Lachen, als ob ſie erwarte, daß es etwas zu ſehen gebe hier draußen. Als ſie den Schiffer ſo zur Fahrt gerüſtet und die Mutter ſtill ſah, erſchrak ſie und machte die letzten Schritte langſam.

„Adſchüß, Maria!“ rief er. Sein Geſicht färbte ſich in gleicher Weiſe wie das ihre mit einer zarten Röte. Sie gab ihm die Hand, hielt ihm auch das Kind hin, ſprach aber nichts, ſah ihn nur immer mit großen und fragenden Augen an, während ihr Mund das Lachen ſeines Mundes annahm.

„Stoß ab!“ rief der Schiffer und löſte das Seil.

Der Nachen glitt neben dem Schiff her, dem Ausgang des Hafens zu.

„Wohin?“ rief eine Frau von einem Nachbarſchiff.

Der Schiffer wies mit gehobenem Arm: „Den Rhein hinunter!“

Als das Boot in das offene Waſſer des Stromes hinausſtach, drehte ſich der Schiffer noch einmal um.

Die Mutter und das Mädchen ſtanden im äußerſten Winkel des Schiffes. Vorne, noch ein wenig gebückter und dadurch kleiner geworden, die Mutter, hinter ihr, über ihren Kopf wegſehend, das Mädchen mit dem Kind. Der Schiffer ſah den goldenen Namen ‚Katharina Weingarten‘, den der tote Vater dem Schiff nach der Mutter gegeben hatte. Er ſah das ganze alte, kleine Fahrzeug, das ſelber wie ein zuſammengeſchrumpftes Mütterchen zwiſchen den großen andren lag, und eine heiße Liebe zu

dem alten, treuen Holz ſtieg in ihm auf, ließ ihm die Tränen in die Augen treten.

Er nahm die Mütze vom Kopf, ſchwenkte ſie in der Luft und ſchickte einen hellen Ruf nach dem Schiff hinüber. Dann wandte er das Geſicht dem Strom zu, der Weite, ſeinem wunderlichen Ziel.

IV.

Zur ſelben Zeit, als der Schiffer mit Knecht und Hund den Rhein hinunterfuhr, ſchritt hundert Meilen ſüdlich ein Mann durch ödes Felsland dem mittelländiſchen Meer zu. Die Steine, über die er mit nackten Sohlen trat, waren heiß von der Februarſonne. Aber die einzelnen ſchwarzgewipfelten Pinien und verkrüppelten Ölbäume um ihn froren in dieſer Höhe noch und ſtreckten ihr Geäſt der Sonne entgegen. Weiter unten ſtand eine einſame Zypreſſe in das Himmelblau hinein und ließ die Fülle und Weichheit des nahen Tales ahnen.

Der Mann trug kein ſüdlich ſchwarzes, ſondern nordiſch gelbes Haar unter der Mütze, das freilich ſchon grau zu werden anfing. Er ſah auch mit blauen Augen um ſich. Und wenn er, mit einer unbeſorgten Stimme, ein fremdartiges Lied ſang, ſo trug er doch einen deutſchen, eckigen und rieſenhaften Rücken auf zwei Beinen, die nach deutſcher Art ſchnell und weit ausgriffen.

Es war, als ob die Steine rundum, die Bäume und Gräſer, die Vögel, die vor den lauten Schritten des Mannes aufflogen, das ganze ſüdliche Land da verwundert zu dem Fremdling hinſehen müßten. Sie wußten freilich nicht, daß der blaue Sack, der dem Mann vorn und hinten von der Schulter hing, ein altnordiſcher rheiniſcher Schifferſack war, daß die eigentümliche Art, wie der Mann ſeinen Kopf trug, ein wenig ſchief und dabei vorgeſtreckt wie zum Stoßen, das vom ganzen Schiffervolk verſpottete Kennzeichen der Witwe Weingarten und ihrer ſechs Söhne war, hinten, fern am deutſchen Rhein.

Siebzehn Jahre war der Willem nun von der Mutter fort. Der blaue Sack war überall mit großen und kleinen Stücken geflickt. Ebenſo, wie mit Nähten durchzogen, ſah auch das braune Geſicht aus. Willems Schickſal war das all der jungen Rheinburſchen geworden, die mit jedem Jahr auf die Meere hinausgehen. Es war zu dem Ende gekommen, das immer kommt: eines Tages macht irgend ein Unglück dem Glück ein Ende, dem Leben oder der Fahrt; ſelten ſtirbt einer aus der Schar in ſeinem Bett. Dem Willem ſchlug ein Segel den linken Arm ab, und der Willem war nicht mehr zu gebrauchen, wurde wie altes Holz ans Land geworfen.

Aber wenn er jetzt auch, was die Arme anlangte,

nur mehr ein halber Mann war, ſo war er doch, ſoviel auf die Beine ankam, ein ganzer, und da die Beine ſo lang und ſtark waren wie die eines Rieſen, mehr als ein ganzer. Dazu kam, daß er von Kind auf dieſe köſtliche, echt rheiniſche Fröhlichkeit in ſich trug, immer in Bewegung war, ſprechend oder ſingend, ohne viele Gedanken über das, was um ihn oder mit ihm geſchah, nie in Sorge um den nächſten Tag. Wenn einer fragte: „Willem, kommſt du mit nach Braſilien?“ — ſo nahm er ſeinen blauen Sack und ging mit, und fragte ein anderer: „Willem, kommſt du mit nach China oder dem Nordpol?“ ſo band er ſeine Schuhe und ging wieder mit. Deshalb ſteckte er, als ſie ihn mit ſeinem einen Arm aus dem oſtindiſchen Hoſpital laufen ließen, ſeine Mundharmonika, eine alte Seemannsmütze, eine Spange von einem ſamoaniſchen Mädchenſchmuck, einen ſeltſamen grünen Stein und ähnliche Kinderdinge in ſeinen Sack und ging, ein Lied anſtimmend, ſeines Weges.

So war er durch die Erdteile gezogen, immer in ſeinem Drang, mit jedem Morgen neue Häuſer, neue Menſchen, neue Berge, Wieſen und Ströme zu ſehen, jeden Abend anderswo ein Nachtlager zu ſuchen, in einem wohligen Gefühl der Freiheit, während all die andern Menſchen an ihr Haus,

an ihre Arbeit festgebunden waren. Ob er Gesellschaft hatte oder einsam schritt, ob Palmen, Kastanien oder Tannen über ihm sich breiteten, ob die Menschen um ihn rote, schwarze oder gelbe Haut zeigten, ob er hungrig war und ohne Geld, oder ob ihm der Sack voll guter Dinge hing: immer sang er. Und so verschieden auch die Menschen waren, die er auf seinen Straßen antraf, in einem waren sich alle gleich: wenn er sich mit breiten Beinen hinstellte, mit der einen Hand seine Harmonika an den Mund führte, dann den Kreis der Zuhörer mit einem treuherzigen, bärbeißig und wild aussehenden Lachen ansah — dann streckten alle die Hände aus und gaben ihm ein weniges, standen noch und sahen, durch seine Fröhlichkeit fröhlich gemacht, hinter ihm her.

Nun waren sechs Jahre der Wanderschaft herum. Er kam von Frankreich her, hatte die Felseinsamkeit des großen Bernhard hinter sich gelassen, wo er oft bis zur Brust im Schnee gesteckt hatte, und schritt nun schneller aus, um die blinkende Fläche des Meeres und die Schiffe darauf, die lieben, alten Schiffe, endlich wieder zu sehen.

Aber er trug heute ein Gefühl in sich, wie er es nie gekannt. Es war, wie wenn er sich den Magen mit unverdaulichem Zeug vollgeladen hätte.

Alles war ſchwer in ihm, er konnte keinen Atem holen. Wohl ſtimmte er wie ſonſt ſeine Lieder an, aber er brachte ſie nie zu Ende. Er hatte dieſes Gefühl in ſich, ſeit er in Frankreich, von Weſten kommend, ſich nicht nach Norden wandte, der deutſchen Heimat zu, ſondern wiederum, von der warmen Sonne gelockt, über die Alpen hinüber dem Süden entgegen. Nun verließ ihn nicht mehr das Bild der großen zweirädrigen Karren, die den Karren am Rhein gleich ſahen und die ihm zugleich die ſo lange nicht mehr gehörten Laute der heimatlichen Fuhrleute im Ohr erklingen ließen.

Er trank Waſſer aus dem Bach und knöpfte ſeine Jacke auf, da ihm heiß wurde. Er ſtieg auf einen Felsblock und ſah nach dem Meer aus. Dabei ſang er ein Lied, das ihn ein paar braune Mädchen auf Madeira gelehrt hatten. Wieder hinderte ihn das Schwere in ſeiner Bruſt, zu Ende zu ſingen.

Da bemerkte er, wie er ſich nach einem grünen Vogel umdrehte, daß die Erde hinter ihm voll roter, naſſer Flecke war. Zugleich fühlte er eine ſtechende Hitze im Fuß: er hatte ſich wohl wieder einmal einen Steinſplitter in die nackte Sohle getreten.

Nun, nichts iſt ſchneller erledigt: man faßt den Splitter und wirft ihn tauſend Meilen weit. Aber der ließ ſich nicht einmal erſehen. Nun, ſo geht

man weiter und ruft jedem Stich ein: „Grüß dich Gott, Bruder!“ zu.

Aber die Stiche ſtachen ſo ſtark, bis in die Hüften hinauf, daß Willem endlich ſtehen bleiben mußte.

Gut, ſtand man einmal, ſo konnte man ſich auch niederſetzen, eine Weile warten. Die ſchöne Stadt Genua und das herrliche Meer warten ja auch. Er ſaß da, ſpielte mit den Steinen, die um ihn lagen, und dem Gras, das frühlingsfriſch um ihn wuchs, und ſah ſich um und wieder um, ob irgendwo was ſich zeige, das ihm hülfe.

Wirklich kam bald ein Mütterchen daher, das wie ein Mädchen ein rotes Tuch ums Haar trug.

‚Ein junges Ding mit vollen Backen,‘ dachte Willem, ‚wäre mir lieber geweſen.‘ Dann rief er, mit deutſchen Worten: „He, Alte!“ und hielt die nackte Sohle hin.

Das Mütterchen ging ſo gebückt, daß ſeine Augen immer auf die Steine vor ſeinen Schuhen ſahen. Wollte es geradeaus ſehen, ſo mußte es erſt mit einiger Anſtrengung den Kopf dazu heben.

Doch um ſo leichter hatte ſie's, die Sohle zu betrachten. Sie nahm den fremden Fuß in beide, zitternde Hände, befühlte die Wunde — ſah dann unvermittelt zu dem Geſicht des Mannes auf, ſah

den gelben Bart, die blauen Augen, lachte befriedigt und rief ein paar Worte, die ihre wenigen Zähne nicht anders als zerhackt und zerſchnitten herausließen.

Sie bot erſt dem Mann den Weinkrug zum Leertrinken, den ſie an einer Schnur um die Schulter trug, ging dann, ohne zu eilen und in gleichmäßigen Zwiſchenräumen mit dem Stock aufſtoßend, über die Steinblöcke nach dem ſchäumenden Bach hin. Dann ſetzte ſie ſich gemächlich neben den Mann nieder und begann die Sohle mit leiſen Fingern zu waſchen. Dabei ſah ſie von Zeit zu Zeit nach dem fremden Geſicht hinauf, lachte und ſprach etwas. Endlich brachte ſie zwiſchen ihren Fingern den Splitter hervor.

Willem nahm das Ding in die Hand. Als er es aber ſo recht unter die Augen halten wollte, war es ſchon nicht mehr da, war vom Hauch ſeines Mundes, von irgend einem Luftzug davongeblaſen.

Er begann ein Lied zu ſingen, das in Rumänien einſt die Schnitter geſungen hatten, als er in der Morgenſonne durchs Tal geſchritten war. Er wollte aufſtehen und davongehen.

Doch die Frau hielt ihn mit beiden Händen nieder. Dann band ſie ſich, während ſie ihn mit der einen Hand hielt, langſam das rote Tuch vom Kopf.

Er ſah unwillkürlich auf das weiße Haar hinunter, das reich und wellig da lag wie das Haar eines ſechszehnjährigen Mädchens. Und von dieſem weißen Haar nun brachte er die Augen nicht mehr weg.

Langſam wickelte die Alte das Tuch um den Fuß. Willem war nun nicht länger zu halten, zog ihr ſchnell den Fuß weg.

Und jetzt geſchah etwas Merkwürdiges. Die Alte kroch auf den Knieen geſchwind dem Fuß nach, nahm ihn aufs neue zwiſchen ihre Hände, ſah wieder mit dem lachenden, erfreuten, gutherzigen Ausdruck dem Mann ins Geſicht, und plötzlich ſtreichelte ſie den fremden Fuß, mit beiden Händen leiſe und raſch darüber hinfahrend, nur einige Male, liebkoſend, in einer überraſchenden Zärtlichkeit.

Der Mann vergaß das Aufſtehen, ſaß da, erſchreckt, mit offenem Munde, mußte auf die ſtreichelnden, zitternden Hände und dann wieder auf das weiße Haar hinunterſehen, mit ſtarren, feſtgebannten Augen, vergaß ſogar zu danken.

Die Frau ſchüttete den Reſt des Waſſers aus dem Krug und ging davon, ihren Stock aufſetzend, ohne noch einmal umzuſehen.

Und der Mann, der es vorher ſo eilig hatte, ſtand jetzt nur zögernd auf, kehrte ſich nach der Frau zurück; er ſah ſie aber nicht mehr, hing ſich

den Sack über die Schulter und ſchritt, indem er mit dem wunden Fuß leiſer auftrat, weiter das Felsland hinunter.

Seine Beine griffen ſo weit aus wie vorher, aber Fuß folgte langſamer auf Fuß, Schultern und Kopf waren geſenkt. Er ging wie im Schlaf daher, ein anderer als vorhin ging daher.

Doch nicht gewohnt, Dingen in ſeinem Kopf Platz zu laſſen, die ſchwer wie Steine darin lagen, ſchüttelte er den ganzen Körper, wie ein Pudel, der das Waſſer abſchüttelt, zog Schultern und Kopf wieder in die Höhe, ſetzte die Füße wieder flinker und ſang ein Lied, das er von einem Schmied irgendwo in der Türkei zum Schlag des Hammers gehört hatte. Schon nach den erſten Tönen verſtummte er. Das Schwere war ihm aus der Bruſt in die Kehle geſtiegen, ließ keinen Klang mehr durch.

Endlich war das Meer da, das weite, blaue Meer! Das Blau ging in ein Weiß über, und das Weiß verſchmolz in der Ferne mit dem ſchimmernden Horizont. Tief unter ihm lag es, noch weit und doch ſo nah, daß die Schiffe auf ſeiner Fläche zu erkennen waren.

Das Meer! Eine Erregung kam in den Mann, ſein Kopf ſtreckte ſich weiter vor, ſein verbranntes Geſicht rötete ſich noch mehr, ſeine Augen erglänzten.

Jetzt heißt es ſpringen! Jetzt iſt auch die Stadt nicht mehr weit. Da ſind verſteckte Kneipen, da ſind ſchwarzäugige Mädchen, da ſind luſtige Kerle, die ſingen und mit den Füßen ſtampfen, wenn er ſeine Harmonika am Munde vorbeiführt. Einſame Bauern und weites Land hat er nun genug geſehen — für eine, zwei Wochen will er wieder einmal Straßen und Menſchenvolk ſehen. Und Waſſer! Und Schiffe!

Doch — es war ſonderbar — er hob nicht flink die Füße und ſprang den Steinpfad hinunter, wie es dem Drang ſeiner Gedanken entſprochen hätte. Das Schwere ſteckte trotz des Abſchüttelns nun in ſeinem Kopf, machte den ganzen Körper ſchwer, ſo daß er nicht von ſeinem Fleck zu tragen war.

Der Mann ſtand auf und ſah auf das Meer hinaus. Seine Augen waren ungewohnt groß und zeigten einen traurigen Ausdruck, wie ſie ihn nie gezeigt. Es war, als ob die Freude über das Meer nur noch durch die Gewohnheit, darüber Freude zu empfinden, in ihm lebe. Darunter regte ſich ein neues Gefühl, das wuchs und das ſtärkere und wahre zu ſchien.

Nein, wie fremd war im Grunde doch das Meer da, wie leer und kalt, ſprach nicht, rührte ſich nicht, kam nicht zu ihm herauf, lachte ihn nicht an, ſtreichelte ihm nicht den Fuß.

Unbewußt führte er den einen Fuß leiſe über den anderen hin. Ja, das Streicheln, das war das, was ihm von den Füßen hinauf in den Kopf gegangen war, was da oben weiter hinglitt über die einzeln kommenden, ſchwer ſich losringenden Gedanken, immer wie mit den leiſen, zitternden Händen, wie mit etwas ſo Gutem, Liebem, Warmem, ſo Ungewohntem. Und dieſe leiſen Hände formten die eckigen, harten Gedanken, machten ſie rund und weich. Aus dem Kopf der Frau mit dem weißen Haar, der immer noch vor den Augen des Mannes ſtand, war unverſehens ein anderer Kopf, der Kopf der Mutter geworden.

Der Mutter!

Ganze Länder lagen zwiſchen heute und dem Tag, wo er zuletzt an die Mutter gedacht. Die Mutter auf dem alten, ſchwarzen Schiff, die Berge zu ſeiten des Stroms, die immer neu ſich folgenden Ecken der Ufer, die Ebene endlich, die weiten Wieſen und Äcker mit den einzeln ſtehenden Weiden, den rotdächig an das Waſſer hingeſtellten Dörfern!

Die Mutter!

Ob ſie weißes Haar hat wie das Mütterchen eben? Ja, er ſieht ſie vor ſich. Die kleine Frau, die nur halb ſo groß iſt wie er, ſteht drei Schritte

vor ihm, ſtreckt die Hände nach ihm in die Höhe, legt ſie um ſeinen Hals.

Aus den Augen des Mannes traten zwei Tränen, die langſam über ſeine Backen liefen. Aus ſeinem Mund kam ein ſonderbar blökender Laut. Dann weinte der große, wildbärtige Mann in derſelben unaufhörlichen, ſchreienden Art, wie er als Kind geweint hatte. Es war etwas in ſeiner Bruſt, das dieſe Laute wider ſeinen Willen ins Freie ſtieß. Seine Zehen hoben ſich, ſeine Finger ſtreckten ſich aus in dieſem unvermutet gekommenen Verlangen nach den zwei zitternden, magern Händen der Mutter. „Modder, Modder — o Modder!“ rief er in der Sprache der Heimat.

Aber ſo ſchnell ließ ſich Willem durch ein ſolch unvorhergeſehenes Hindernis nicht aus dem Fahrwaſſer drängen. Er zog den Hut feſter in die Stirn, packte den Stock feſter in die Fauſt — und blieb ſtehen, keiner ſeiner Füße hob ſich, auch der Stock ſetzte ſich nicht vor. Nicht einmal die Augen gingen dem Ziel entgegen, ſondern ſahen zurück nach dem Wall des Gebirges, hinter dem in weiter Ferne das Schiff im Waſſer des Rheins fuhr und die Mutter mit den kurzen Schritten hin und her ging, die ſtark auf das Holz ſchlugen.

Dem großen Geſellen ſank die Bruſt ein. Jetzt

erkannte er, was den ganzen Tag, was gestern und vorgestern und die ganze Woche über in ihm gelastet hatte: er war an der Heimat vorbeigewandert, es mußte ihn ein Lüftlein der Heimat getroffen haben. Das Heimweh, die Mutterſehnſucht war da! Wie hieß doch das Spottlied, das er ſo oft einem Kameraden vorgeſungen, wenn der den Kopf in die Hände ſteckte und nicht mehr weiter wollte? Jetzt hat es ihn ſelber gepackt.

Aber — zum Teufel! — wenn er nicht vorwärtsgehen kann, ſo will er ſich wenigſtens an ſeinem Fleck niederſetzen, bis dieſes Närriſche in ihm vorüber iſt.

Doch nicht einmal dieſe geringe Freiheit ließ ihm die fremde Macht, die ſich zum Herrn über ſeine Glieder eingeſetzt hatte. Sein Leib drehte ſich vielmehr um, ſeine Füße hoben ſich vom Meer weg, dem Gebirge zu.

Schwer, traurig ſchritt er anfangs zurück, als ginge er einem Leid entgegen. Er bewegte die Lippen, ſprach unverſtändliche, knurrige, zornige Worte, ſtieß den Stock heftig gegen die Steine, wollte immer ſtehen bleiben und nicht weiter zurückgehen.

Aber das in ihm behielt ſeine Kraft, ſchob ihn unaufhaltſam den Berg hinauf. Und endlich leuchtete

klar die Freude in ihm auf: „Ja zurück! Einmal in den Norden hinauf, zum Rhein, zur Mutter!“

Als die Sonne unterging und die letzten Kiefern rot färbte, sprang der Mann von Stein zu Stein das Felsland hinauf, das er hinab gekommen war. Er hatte den Hut in den Nacken geschoben und sah mit befreiten Augen nach den Bergen, über die er hinweg mußte. Heute galt es, noch eine verlassene, hochgelegene Hütte zu erreichen. Unermüdlich setzte er die langen Beine vor, war voller Lust weiterzukommen. Dazu sang er ein Lied der Kindheit, der Heimat, das die Mutter gesungen, wenn sie vor dem Schiffshäuschen in der Sonne saß und Strümpfe für die sechs Jungen strickte. Zum ersten Mal heute sang er sein Lied zu Ende.

O Mutter, Mütterchen. —

V.

Ohne Aufhören fiel der Schnee, ſo als ob der Winter gerade beginnen wolle und als ob es nicht Zeit ſei für die Bäume, auszuſchlagen, und für die Vögel, zu ſingen.

In einer faſt frohen Erregung ſchritt Joſef Weingarten, der Schiffer, durch die große Stadt. Immer wieder ſah er voll Staunen zu der Höhe der Dächer hin, bis ihn die Rufe der Wagenlenker aufſchreckten. Er trat in die Halle des Doms und wagte kaum aufzutreten. Als draußen die erſten Lichter aufbrannten, vermochte er nicht die Augen von der Pracht der tauſend Läden abzuziehen. Er hörte ein einziges, ſorgloſes, geſprächiges Lachen um ſich; die Damen, die ihm entgegenkamen, erſchienen ihm ſo ſchön und reichgekleidet wie Märchenweſen. Das alles kam ihm zauberhaft feſtlich und glücklich vor.

Dann erſt fiel ihm ein, daß nicht das es war, was er ſuchte. So zwang er ſeine Gedanken davon wegzugehen und ſich dem Kummer und der Not

zuzuwenden, die doch auch irgendwo in dieſer Stadt wohnen mußten.

Er trat in eine dunkle Gaſſe ein, die bergab zum Rhein führte. Bald gingen zwei, drei andre Männer neben ihm her, dann zehn und zwanzig, endlich ganze Züge, immer mit ihm, wie ſich an ihn klammernd.

Hier war der Schnee nicht wie vorher in den Straßen des Glanzes von eiligen Schaufeln weggetragen. Weiß und endlos breitete er ſich aus, lag auf den Dächern der Laternen, auf den Schildern der Häuſer. Er nahm den Schall jeden Trittes in ſich auf, und ſo ſchien ſich in dem Halbdunkel eine unabſehbare Schar von Geſpenſtern zu bewegen.

Der Schiffer war bald nicht mehr imſtande, nach ſeinem Willen ſtehen zu bleiben oder umzukehren. Von der ſchwarzen Maſſe umgeben, mußte er, wie eine Welle im Rhein, die gleiche Richtung, das gleiche Schrittmaß annehmen wie ſie.

Aber er drehte doch den Kopf nach rechts und links und ſah ſuchend in alle Geſichter. Da ſah er hier in bleiche, ſchweigende, dort in gerötete, zornige, jetzt in ſolche, in denen ſonderbar geweitete Augen hell zwiſchen herausſtehenden Knochen brannten — Geſichter, an denen wie bei Totengeſichtern eine welke Haut nur noch loſe über die Knochen aufgehängt

war. Und unter den Geſichtern überall dieſelben magern, in dünne Kleider geſteckten und müd dahergetragenen Körper. Oft wirkten ſolch eine Männerhoſe oder ſolch ein Frauenrock in ihrer hellen Sommerlichkeit lächerlich inmitten des Schnees. Jetzt ein Mann, lang wie ein Balken, weißbärtig. Unverſehens fiel er, ſteif wie aus Holz und ohne einen Laut von ſich zu geben, vorne über, mit der Stirn in den Schnee, blieb da liegen — die Nachfolgenden ſchritten über ihn weg. Jetzt wieder eine junge Frau, in ein Tuch gewickelt, das ehemals ein buntes Kleid geweſen. Sie wandte ſich plötzlich um, wehrte ſich gegen den Nachdrang aller Hinterherkommenden, packte einen Mann, der ihr gerade zunächſt war und mit einem troſtloſen, ins Leere gehenden Blick an ihr vorüber wollte, an die Hälften ſeines Rockes, riß ſie auseinander, griff mit den Fäuſten nach dem Hemd des Mannes und der nackten Bruſt darunter, ſchlug dieſe Bruſt und ſchrie mit einer Stimme, die wie das Kreiſchen eines Vogels klang: „Du Mörder! Ich hab' nichts mehr zu leben — willſt du mich ins Waſſer gehn laſſen?“ Auch über die Frau ging der Strom gleichgültig und unaufhaltſam weiter.

Der Schiffer hatte ſeine Pfeife längſt in die Taſche geſteckt, gab ſich nur noch dem Vorwärtsdrang der Maſſe hin, dem Klang all der Stimmen,

die ſprachen, riefen, hin und wieder ſogar in der nicht ganz zu unterdrückenden rheiniſchen Lebensluſt ſpotteten und lachten, und die alle mitſammen einen ſchwirrenden, dumpfen, unabläſſig in der Tiefe ſingenden Ton gaben. Wie ein ungeheueres Drohen klang dieſer Ton. Noch verſtärkt wurde das Aufregende all deſſen durch die Lautloſigkeit, mit der die unzähligen Schuhe in den Schnee traten.

Jetzt öffnete ſich die Gaſſe, und das Werft lag da, frei, weit in das Waſſer hinausgeſtoßen und mit einer trotzigen, ſteil abfallenden Mauer bewehrt. Offen dahinter rann die Flut, mit ihrem andern Ufer ſchon von dem ſinkenden Abend verſchlungen.

Und das war jetzt unerklärlicher als alles vorher: die ſchwarze Maſſe der Menſchen ſtand da, zur Ruhe gekommen wie das Meer. Kein Sprechen mehr. Nur das Plätſchern des Waſſers noch und das Klirren der Eisſchollen.

Es war kein anderer Zweck zu erkennen, der die Menſchen hier bannte, als daß der Strom ſie zu ſich zog. Es gab nichts zu eſſen, es war nicht warm hier. Es blieb nur anzunehmen, daß der Strom, wie er die ſchäumenden Bäche aus den Bergen, die Straßen der Städte zu ſich hinführte, ſo auch dieſe bekümmerten, verzweifelnden Menſchen aus

der Enge der Gaſſen zu ſeiner ewigen Freiheit lockte, aus dem Unrecht und der die Dinge aneinanderſtoßenden Ordnung der Menſchen zu der ewigen Gerechtigkeit und dem feierlichen Einklang der Natur. Schon am frühen Morgen ſtanden ſie hier, die frierenden Hände in den Taſchen, die Augen auf das weite, eisbedeckte Waſſer gerichtet, wie in einem einzigen ſtummen Bitten an dieſes Ewige, geheimnisvoll Strömende: ‚Die Menſchen haben uns verlaſſen, hilf du uns!‘ Nichts nannten ſie auf der Welt mehr das Ihre als hin und wieder ein Pfeifchen Tabak, das ſie ſogar dem Brot vorzogen. Sie mußten die Hände, in denen der Arbeitsdrang zuckte, ruhen laſſen, mußten an Häuſern, Werkſtätten, Gärten und emſig fahrenden Karren vorübergehen, durften nichts anfaſſen als die Zäune, über die ſie ſehnſüchtig in die von den Werkzeugen klingenden Höfe ſahen. Angeſichts der Flut nun ſchienen ſie zu ſpüren, daß ſie Teile der Natur waren, wie die Wellen und die Eisſchollen und die hängenden Wolken darüber, und daß ſie von demſelben großen, unbeirrten und reinen Schickſal dahingetrieben wurden wie dieſe. Sie ſogen die weite Luft des Waſſers in ſich ein, die etwas von der Luft der Bergeinſamkeit oben und der Unendlichkeit des Meeres unten in ſich trug, und fühlten den großen Frieden in

ſich aufſteigen. Bis zur Nacht ſtanden ſie da, nur von der Kälte bisweilen durcheinanderbewegt, ließen die Tageszeiten, die klimmende Helle, das mit immer neuer Hoffnung begrüßte halbe Blinken der Sonne, die fallende Dämmerung über ſich ergehen, ließen den Schnee kleine Berge auf ihren Hüten und Schultern bilden, ſtanden an dem Eiſengeländer entlang, an dem jeder einen Platz zu erhalten beſtrebt war, ſahen ſo immer mit denſelben weiten und ſtarren Augen auf das Waſſer hinaus. Endlich, wenn die ſchwarze Nacht da war, wenn keiner den, der neben ihm ſtand, mehr erkannte, gingen ſie wieder in die Gaſſen zurück, teilten ſich, verſchwanden in ärmlichen Häuſern oder unbekannten Schlupfwinkeln. Hier und da ließ ſich eins — es war kaum zu ſehen, ob Mann oder Frau — auf einer Treppenſtufe nieder, legte den Kopf in den Schoß und ſchlief ſo ein. Auch geſchah's, daß eins gleich an dem Geländer mit aufgeſtützten Armen ſtehen blieb und am Morgen nicht mehr zu ſehen war; ob der Weg zur Stadt hinauf oder ins Waſſer hinunter geführt hatte, war nicht zu erraten. Die andern aber begannen mit dem erſten Frühſchimmer ihr Tagewerk von neuem, gingen die Gaſſen hinab, ſtanden am Ufer und warteten — warteten.

Obwohl dies alles geſtern ſo war wie heute

und heute wie morgen und also längst nichts mehr hatte, was der Verwunderung noch wert gewesen wäre, schlug dem Schiffer das Herz doch bis in den Hals hinauf. Jetzt war gefunden, was er gesucht hatte. Er mußte den Rock öffnen, um Luft zu bekommen. Wie selber ein Teil der Masse, stand er stumm und bewegungslos da. Sein Gesicht ahmte den langgezogenen, bekümmerten Ausdruck der Gesichter rundum nach. Die Wucht dessen, was er sah, lastete so auf ihm, daß ihm die Augen im Kopf schwer waren und sich nicht mehr hin und her zu drehen vermochten.

Aber dann sprang ein Lichtschein hinter seiner Stirn auf: was? Hatte er nicht Straßen gesehen voll erleuchteter Läden, voll geschmückter, sorgloser Menschen? Waren diese Straßen nicht nur ein paar hundert Schritte von diesem schwarzen und stummen Platz entfernt? Hat er geträumt? Vermag er in seinem verwirrten Gehirn das, was er sich vorstellt, nicht mehr von der Wirklichkeit zu unterscheiden?

Schnell, mit rücksichtslos vorgeschobenen Ellbogen, ging er durch die Masse zurück, schritt die Gasse hinauf, stand wieder in den breiten Straßen der Lichter, wurde von dem lachenden Strom getragen wie vorher von dem murrenden. Er wurde an immer neuen Läden vorbeigeführt, die ihn mit

ihrem Gold und Silber blendeten. Er kam über Plätze, die hell wie am Tag waren und angefüllt mit dieſen frohen, warm und reich gekleideten Menſchen, mit blitzenden, geſchwinden Wagen, umſtanden von Paläſten mit Marmorſäulen und goldenen Fenſtergittern.

Die ausgelaſſenen Tage der Faſtnacht waren nahe und ſchon zu ſpüren. So ſchien er in der Tat in einer Art Märchenſtadt zu ſein. Aus ungezählten Fenſtern drang Muſik, überall zeigten ſich die Schatten Tanzender an den Vorhängen. Hin und wieder war der Blick offen in große Räume voller Spiegel und Palmen und voller Menſchen, die an reichen Tiſchen aßen und tranken.

Der Schiffer legte ſich die beiden flachen Hände auf die Bruſt. Aus der Bruſt kam ein Stöhnen — ſein altes Stöhnen, das immer dann kam, wenn er mit ſeiner Stirn gegen Dinge ſtieß, die ihn erregten und die er nicht begriff. Er riß mit den Fäuſten an ſeinem Rock, wie in einer Angſt, in einem Zorn: ‚Ich muß ja träumen!‘ Er gab einen Laut von ſich, der ſich wie ein unterdrückter Hilfeſchrei zwiſchen ſeinen Zähnen durchwand. Da drehten ſich einige dieſer fremden, glückvollen Menſchen nach ihm um, ſahen ihm ins Geſicht: alſo träumte er nicht, war wach, hatte die Augen offen,

ſah das alles; das alles war da, war wirklich, lebte.

Und wenn es nun lebt — was iſt das? Wiſſen dieſe Glücklichen hier nicht, daß dort hinten Unglückliche ſtehen, die nicht heiter, nicht warm, nicht ſatt ſind? Warum geht niemand von ihnen zum Ufer hinunter, ſieht in die traurigen Geſichter und macht ſie fröhlich? Was iſt das alles? Iſt dieſe große Stadt in zwei Hälften geteilt, von denen die eine der andren fremd iſt, die ſatte die hungernde vielleicht nicht einmal ahnt? Iſt das nicht alles unfaßbar? Warum aber wundert ſich niemand darüber? Bin ich der einzige, dem es das Blut in den Kopf jagt? — Aber doch: ich träume. Dieſes Reiche, Glückliche iſt wohl da, jenes Arme, Gramvolle aber, das iſt nur in meinem Kopf, in meinem Wahn.

Der Schiffer ſtand wieder und ſuchte in den Geſichtern der Glücklichen zu leſen — derer, die ihm ſchon glücklich ſchienen, weil ſie nur warm und ſatt waren. Ohne daß er geſehen, woher ſie gekommen, ſtanden zwei Kinder vor ihm — zwei Kinder, Knabe und Mädchen, die jeden Abend daſtanden. Nicht wert, den um eine Stufe erhöhten Steig der andern einzunehmen, ſtanden ſie mit den Pferden auf dem Damm der Straße. In der Angſt einander zu verlieren oder in dem Beſtreben ſich an etwas feſtzu-

klammern, hatten ſie ſich bei den Händen gefaßt, ſtanden da, mager, ſtumm, in verſchliſſenen Kleidern, und ſahen zu den vorüberſchreitenden Großen, Lachenden auf. Dann öffneten ſie den Mund, ließen die kleinen, weißen Zähne ſehen und ſangen. Nicht anders als ein Wiſpern klangen die hellen Stimmchen gegen den rückſichtsloſen Lärm der andern Stimmen an. So konnten nur die Menſchen den Geſang vernehmen, die dicht an den Kindern vorbeikamen, und auch von denen drehte nur einer oder der andere kurz den Kopf hin, ging — weil er die Kinder zu ſehen gewohnt war — weiter. Ging weiter! Entfernte ſich ohne Teilnahme von den zweien, die kleine Sendboten jener fremden Welt, jener Welt der Gaſſen und des Ufers, zu ſein und mit den großen Augen nicht nur für ſich, ſondern auch für die Tauſende, zu denen ſie gehörten, zu bitten ſchienen.

Der Schiffer fuhr mit den Fäuſten vor, um die Kinder zu packen, ſie hinauszureißen aus dieſer Fülle, die ohne Mitleid war. Aber er blieb ſtehen, zog die Fäuſte zurück — er war gekommen zu ſehen, zu prüfen: noch darf ich kein Urteil ausſprechen, noch weiß ich nicht, wo das Recht und wo das Unrecht iſt; ich muß weiter meinen Weg gehen, muß feſt und unerſchüttert bleiben wie ein verankertes Schiff in der Strömung.

In dieſer Ruhe ging er wieder zum Ufer zurück. Er kam an einer Frau vorbei, die auf einer Türſtufe ſaß und ſchlief und unter deren Rock ein Kind hervorkroch, das dann zu weinen anfing. An einem Mann kam er vorbei, der trunken war, mit den Fäuſten gegen Laternen und Läden ſchlug und dem vor Wut der Schaum auf den Lippen ſtand; an einer Frau, die ſchon halbgraue Haare hatte, der die Falten der Entbehrung und des Grams um den Mund hingen und die ſich doch einen bunten Hut aufgeſetzt hatte und ſich dem Schiffer mit dem unnatürlich gebreiteten Lachen einer jungen Dirne antrug; an einem Knaben, der ohne einen Ort, wo er hingehen konnte, durch die Straßen irrte, ſich von der Hand des Schiffers, der ihn mitnehmen wollte, wieder losriß und dabei einen Ring ſtahl, der an der Hand des Schiffers ſteckte. Zugleich war von einer Gaſſenecke her ein Schreien zu hören: zwei Männer ſchlugen einen dritten nieder, weil er gute Kleider trug. Endlich kam der Schiffer zum Rhein und vernahm, wie Leute einen breitſchultrigen Mann, der mit hellen Tönen wie ein Kind weinte, abhielten, ins Waſſer zu ſpringen.

Ohne Ziel mehr, betäubt, entſetzt, verzweifelt ſchritt er dahin, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, während die Hände müde neben dem Leib herunter-

hingen. Er ſank unter der Laſt dieſes Abends zuſammen, hatte keine Kraft zu denken mehr, mochte nichts mehr ſehen. Er wußte nicht einmal mehr, warum er gekommen, ſah ſein Ziel nicht mehr vor ſich. Sein Wille war gebrochen, war aus ihm hinausgegangen, war nicht mehr in ihm. Aus der Dumpfheit, die allein noch ſeine Stirn anfüllte, löſte ſich unvermittelt ein Bild ab: ſein Schiff, in dem dämmernden Licht der Schneenacht, mit ſeiner Ruhe und der Wohlordnung aller ſeiner Geſchehniſſe. Er hob unwillkürlich den Arm, um darnach zu greifen, um ſich aus der Schrecknis dieſes Ufers, dieſer Zeit zu retten.

Er ſetzte ſich, ſo ſchnell, als ob er hinfiele, auf eine Türſtufe — wie er es von der Frau geſehen. Er dachte nicht mehr darüber nach, was morgen geſchehen ſollte. Er ſtellte die Füße zuſammen, legte die ausgebreiteten Hände auf die Kniee, legte auf die Hände den ſchweren Kopf — wie die Frau getan. Das einzige, was er noch wußte, war: daß er kein beſſeres Nachtlager haben wollte als dieſe Leute hatten. So ſaß er, wie mit Stöcken zu Boden geſchlagen.

Der Hund, der hinter dem Herrn hergegangen war — in einer lauten Munterkeit, weil ſeine Füße zum erſten Mal von der Enge des Schiffs befreit

waren — rollte ſich zuſammen und legte ſich auf die Füße des Herrn. Bald ſchliefen beide.

Plötzlich griff eine Hand nach dem Arm des Schiffers. Der alte Knecht, der ihn aus den Augen verloren, hatte den Herrn endlich gefunden. Er beugte ſich über ihn, zweifelnd, beſorgt, ſetzte ſich dann neben ihn, dicht an ihn, um ihn zu wärmen. Seine Augen hatten dasſelbe wie die Augen des Schiffers geſehen — aber er nahm das alles genau ſo gleichmütig auf wie die Menſchen des Landes, die in dem allen etwas ſahen, das wie das Wetter nicht zu ändern war. Er wunderte ſich auch nicht einmal über ſeinen Herrn, machte ſich keine Gedanken über ſein Tun: hinter ſeiner kurzen Stirn war nicht viel Platz für Gedanken. Nur der Zorn knurrte leiſe in ihm, den er gegen alles am Lande, ob arm oder reich, gerecht oder ungerecht, in ſich trug.

VI.

Schwarz und unbewegt lag die ‚Katharina' im Hafen.

Seit drei Wochen ging die Mutter jeden Morgen und jeden Abend zum Ende des Schiffes hin und ſah mit kleingemachten Augen den Strom hinunter, als ob ſie verſuchen wolle, die Türme der großen Stadt zu erkennen, unter denen ihr letzter Sohn einherging. Aber jeden Abend und jeden Morgen kehrte ſie ohne Ergebnis in ihr Häuschen zurück.

Eines Mittags, als Maria gerade Waſſer aus dem Strom ſchöpfte, kam ein fremder Mann, nicht auf alle Schiffe gemeinſam, ſondern ohne Umſtände gerade auf das ihre zu.

Sie richtete ſich auf, ſah ihm entgegen: ein ungeheurer Mann, mit zerfetzten Kleidern, mit einem trotz des Schnees ſchwarzgebrannten Geſicht, langen Haaren und — nur einem Arm.

Mit weiten Schritten kam er, nicht nur auf das Schiff, ſondern gleich auf das Gangbrett zu.

Obwohl der blaue Sack, der ihm von der Schulter herunterhing, in Maria unwillkürlich ein trautes Gefühl hervorrief, ſtellte ſie ſich mitten vor das Brett, um dieſem abgeriſſenen Kerl den Zugang zu wehren.

Der aber lachte mit weißen Zähnen und hellen, blauen Augen nach Art eines alten Freundes und trat mit ſeinen ſchweren Schuhen ohne weiteres auf das Holz des Brettes.

Maria hielt den Eimer zwiſchen ihn und ſich. „Zu wem?“ fragte ſie mit der Abwehr in der Stimme, die jemand, der eine ſichere Stätte hat, denen gegenüber annimmt, die wandernd die Straße daherkommen.

„Guten Morgen,“ ſagte der Mann.

Sie ſperrte ſchnell mit gebreiteten Armen den Weg und rief, den Kopf halb zur Kajüte hingedreht, damit auch die Mutter ſie hören ſolle: „Im Rathaus verpflegt man Euch! Wir geben nichts!“

Er griff luſtig unter ihrem Arm her nach dem Jungen, der hinzugekommen war mit einem Stück Holz, das ein Schiff darzuſtellen ſchien.

Das Mädchen hielt den Knaben mit beiden Armen feſt, ſchlug ihren Rock um ihn, ſchrie auf.

„Fort da, oder ich will Euch Beine machen!“ rief die Mutter drinnen mit ihrer hellen Stimme. Es war zu hören, wie ſie geſchwind ihr Geſchirr hin-

warf — dann trat ſie aus der Küche, laufend, nahm im Lauf, flink wie ein Schulmädchen, einen Holzſchuh vom Fuß und hob ihn zum Schlag hoch.

Aber da ging etwas Merkwürdiges mit der Frau vor: die Hand mit dem Schuh blieb hoch in der Luft ſtehen, der linke Fuß haftete an ſeinem Platz weit hinter dem rechten wie an den Boden genagelt, ſogar die Röcke, von der ſchnellen Bewegung der Kniee wie von einem Wind nach vorn getrieben, verharrten wie miterſtarrt einen Augenblick in ihrem vorgebauſchten Zuſtand. Dann aber ſank die Hand, das linke Bein ſetzte ſich eilig vor das rechte, das rechte vor das linke — es waren nicht mehr als zwei Schritte nötig: da ſtreckte ſich die mächtige Hand des Sohnes nach ihr aus, hob die alte Frau an die Bruſt. Der braune, harte Bart des Mannes fuhr über ihr Geſicht.

Von der Frau kam nichts als ein kurzer Schrei her, wie ein Aufſchluchzen. Klein ſtand ſie vor dem noch einmal ſo Großen, hielt die ſchwere eine Hand in der ihren und ſah in das verwitterte Geſicht hinauf, mit einem ſtrahlenden Ausdruck, ſagte nur, leiſe: „Willem —“

Der Sohn, ebenſo, öffnete den Mund, um etwas zu ſagen; deutlich waren die Anſtrengungen der Muskeln an dem ſtarken Hals zu ſehen — es kam

aber kein Wort heraus. Dann brachen die langen Beine unter ihm, und der ſchwere Leib fiel kraftlos auf eine Kiſte hinunter. Die Hand zog jedoch die Frau noch mit ſich.

So ſaß der Sohn, hielt die Mutter neben ſich im Arm, mit zitternder, leiſer Berührung, als ob er eine zerbrechliche Sache hielte, ſah auf das weiße Haar hinunter, verwundert, ergriffen und bemüht, ſein gerührtes Geſicht, das ganz auseinanderfallen, Augen und Mund weit öffnen wollte, zuſammenzuhalten.

Die Mutter legte die Hände auf den wirrhaarigen Kopf des Sohnes und führte ſie ſanft hin und her, ſtreichelnd — als wiſſe ſie, daß gerade das Streicheln ein Sehnen von ihm erfülle. Sie weinte nicht, lachte nicht, ſprach nicht — ließ nur an einem nie bei ihr geſehenen hellen Leuchten der Augen erkennen, was in ihr vorging. Endlich ſagte ſie mit ihrer alten, dünnen, ſogar ein wenig harten Stimme: „Komm — die Suppe ſteht auf dem Tiſch.“ Sie ſchob mit ihren kleinen Händen den ungeheuren Leib wie etwas Leichtes von ſich, nahm den blauen Sack, ſo als ob ihn der Sohn erſt geſtern davongetragen, und ging mit ihren gewohnten, ſchnellen und feſten Schritten zum Häuschen, ſah aber mit einem Mal weniger gebückt, größer aus als ſonſt.

Am Nachmittag ging ſie in die Stadt mit einem Korb am Arm, brachte einen neuen, blauen Schifferanzug, Wein und Kuchen mit.

Und am Abend zeigte ſich erſt recht, daß nun ein neues Leben auf dem Schiff angefangen hatte. Da war immer dieſelbe bärenhafte Stimme, die in allen Winkeln des Schiffes erklang, bald vorn, bald hinten, bald aus dem Häuschen — bis ſpät in die Nacht hinein. Unermüdlich ging der Zurückgekehrte über das Schiff her und hin, trat in jede Ecke, ſtieg in den tiefen Bauch hinab, befühlte jedes Stück Holz, jedes Seil mit den Fingern, ſenkte den an einen Strick gebundenen Eimer zum Waſſer hinab, ſchüttete das Waſſer wieder aus. Es war, als ob er jedes einzelne Brett betreten müſſe, um wieder von dem Schiff Beſitz zu nehmen; als ob er jeden Gegenſtand befühlen und die damit verbundene Tätigkeit ausüben müſſe — um ſich an die Zeit der Jugend zu erinnern. Fand er unter all den neuen Dingen ein altes, das noch mit ihm jung geweſen, ſo nahm er es und betaſtete es doppelt, ſah es jedesmal an, wenn er wieder daran vorbeikam.

Und immer erklangen dieſe fremden, frohen Lieder dazu. Die Menſchen, die am Ufer vorübergingen, blieben ſtehen, die Fenſter an den Häuſern gingen auf.

Spät am Abend kam der Knabe noch einmal aus ſeinem Bett heraus, die Erregung ließ ihn nicht ſchlafen. Er hing ſich an die Hand des Mannes, wollte mit über das Schiff hin und her gehen. Aber der Mann brachte ihn in ſein Bett zurück, hatte ſelber nur noch ein letztes Mal vor, vom Steuer bis zum Bug und wieder zurück zu ſchreiten.

Da traf er, ganz im zugeſpitzten Winkel vorn, eine kleine Geſtalt. Das ſah wie ein Ding aus, das daſtand und das er noch nicht bemerkt und befühlt hatte. Er ſtreckte die Hand darnach aus und traf auf die Mutter.

Eine Weile ſtanden die beiden ſtumm da, in der Finſternis, die kaum eins des andern Umriſſe erkennen ließ.

„Er kommt nit wieder," ſagte die Mutter dann, ſo leiſe, als ob ſie eine heimliche Zuſammenkunft mit dem Geliebten habe.

„Wer?" fragte er.

„Der Joſef."

„Und die andren Brüder? Erzähl' von ihnen."

Aber da, ohne auf die Frage zu antworten, legte die Frau ihre Arme um die Hüften des Mannes, ſo daß ihr Kopf dicht an ſeinem Rock lag. Jetzt, im Dunkel, wo ſie niemand ſah, war ſie wieder weich wie ein Mädchen. Mit klagender Stimme flüſterte

ſie: „Sieh, er iſt fortgegangen. Weiß nit, was er will. Sonderbare Dinge hat er im Kopf. Aber ich weiß, Willem: er kommt nit wieder.“

Er war erſt verwundert, die harte und ſchweigſame Frau ſo erregt zu ſehen. Dann hörte er erſchreckt, wie die Erregung und Weichheit nicht ihm, ſondern dem Jüngſten galt. Ein wunderliches Weh zuckte durch ſeine Bruſt, dann aber ſagte er laut, nur mit einem kleinen Zittern der Stimme: „Vielleicht, Mutter, ich — vielleicht bleibe ich bei dir. Es iſt ſo ein Glück in mir, daß ich das Schiff wieder unter den Füßen habe.“ Er legte den Arm um die Frau und wandte das Geſicht dem Waſſer zu: „Erzähl' mir vom Joſef.“ —

Tag für Tag ſang die Bärenſtimme. Das Schiff ſelber ſchien aus allen Winkeln mitzuklingen; unruhig bewegte es ſich unter den kraftvollen Schritten, als ob es den Geſang für die Verkündung des Frühlings, der Befreiung nehme. Und allem, was auf dem Schiff war, teilte ſich die grundloſe Fröhlichkeit des großen, ſchweren Mannes mit, der unverſehens aus ſeiner Ferne dahergekommen war. Zwiſchen dem Singen war das helle Lachen des Knaben, waren ſeine auf dem Holz trappelnden Schritte zu hören, wenn er von Winkel zu Winkel lief, um den rieſenhaften Freund zu ſuchen. Die Kinder des

Städtchens ſchoben ihre Beine durchs Eiſengeländer des Ufers, ſaßen ſo da und folgten dem Manne unabläſſig mit den Augen, hatten bald ſeine Lieder gelernt. Oft rief er ſie zu ſich aufs Schiff, ſaß unter ihnen, in ſeinem neuen blauen Rock, ſchnitzte ihnen, das Holz mit den Knieen haltend, Schiffe, baute ihnen fremdartige Inſtrumente zum Muſizieren, lehrte ſie indianiſche Beile handhaben und ſetzte den Mädchen einen auſtraliſchen Kopfſchmuck auf. Sie befühlten voll Staunen den Stumpf ſeines Armes. Er lehrte ſie fremde Worte, ſo daß die Kinder ihren Eltern eines Tages in der Sprache irgend eines überſeeiſchen Stammes antworteten, zeigte ihnen Begrüßungen durch lächerliche Bewegungen der Hände und Neigungen des Körpers, die dann die Kinder an allen Straßenecken ausübten. Bald ſtimmten auch die Erwachſenen in die Lieder ein. Die ganze Stadt war angeſteckt von dieſem wunderbaren Leichtſinn, der die Not im Lande vergeſſen machte. Sogar die Mutter ſang, wenn ſie am Herd ſtand und mit den Tellern klapperte, ein ſchelmiſches, mexikaniſches Liedchen, das ihr von allen am beſten gefallen mochte.

An einem Abend aber — nach kaum einer Woche — trat ein unvermutetes Schweigen auf dem Schiff ein. Umſonſt ſahen die Leute am Ufer hinüber — die ſingende Stimme war nicht mehr zu hören.

Das kam daher, daß der frohe Mann im Umherwandern am Ende des Schiffs, hinter dem Häuschen, wieder auf eine ſchwarze Geſtalt geſtoßen war.

Diesmal war's das Mädchen.

Sie tauchte den aus runden, übereinandergelegten Lappen gebildeten Beſen ins Waſſer hinunter, und als ſie ſich umdrehte, ſtand er hinter ihr, ſang nicht mehr, ſprach auch merkwürdig lange nichts.

Als ſie an ihm vorbei ins Häuschen zurück wollte, im Scherz nach ihm greifend und hell lachend, in der Freude, die ſtets in ihr aufſprang, wenn ſie mit ihm zu tun hatte — ſtellte er ſich mit einem Schritt nach der Seite aufs neue vor ſie hin, ſprach aber nicht.

Als das Mädchen in ſein Geſicht hinaufſah, das vom Lichtſchein aus der Kajüte ein wenig erhellt war, ſah ſie, daß dieſes Geſicht ſeltſam ernſt zu ihr hinuntergeneigt war.

Dann zeigte ſich, daß unter dieſer ernſten Ruhe eine flackernde Erregung ſich verborgen hielt. Denn die eine, große, weißſchimmernde Hand des Mannes griff ſchnell nach einer der Mädchenhände, und es war zu hören, wie der Atem des Mannes nun laut und haſtig ging. Aber ſchon ſprachen ganz ruhige, einfache Worte zu dem Mädchen hinunter, die mit warmem Hauch ihr Geſicht berührten. „Ich habe

dich lieb, Maria. Nie habe ich ſo ſchönes Haar geſehen wie das deine. Was liegt daran, daß ich älter bin — willſt du meine Frau ſein?“

Das Mädchen ſchloß erſchreckt die Augen, regte ſich nicht.

Er zog ſie langſam — nicht wie er ſonſt ſo oft ein junges Ding um den Leib genommen hatte — mit ſeinem einen Arm an ſich, ſteif und ungeſchickt. Er näherte ſeinen Mund dem ihren, ſchon ſchneller und ſicherer.

Aber da kamen aus dem Mund des Mädchens helle, lachende Laute, zugleich riſſen ſich die kleinen Hände aus der einen großen. Das Mädchen ſtand da, den vollen und doch geſchmeidigen Leib zurückgebogen, nahm die Erregung des Mannes, nahm ſeine leiſe Stimme an. „Nein — ſicher nein. Willem, ich hab' dich gern. Immer kann man luſtig ſein mit dir. Aber ſieh — ach! wenn ihr auch nicht daran glaubt, ich glaube daran: er kommt wieder, er —“. Sie ſchwieg verwirrt, ſagte nur noch ſchnell: „Nein, du guter Kerl — ſicher nein.“

Es war, als ob bei den letzten Worten jemand eine Tür im Häuschen leiſe ſchließe — das Mädchen nahm den Beſen, war verſchwunden.

Der Mann ſtand noch eine Weile hinuntergebückt, als klängen die leiſen Worte unter ihm noch

fort. Dann nahm er ſeinen Gang um das Schiff herum wieder auf, aber er ſang nicht mehr.

Auch die nächſten Tage kam das Singen nicht zurück.

Die Kinder beſuchten ihn noch wie ſonſt, er ſchnitt ihnen Schiffe, erzählte ihnen von fernen Meeren und Gebirgen wie ſonſt. Aber er lachte nicht mehr dazu, ließ ſeine weißen Zähne nicht mehr ſehen, ſah mit großen Augen oft über die Kinder weg auf das Waſſer hinaus.

Die Kinder blieben fort, das Städtchen wurde wieder ſtill. Niemand ſchien ſich darüber zu wundern.

Nur die Mutter ſah alles. Sie ſah, wie der Sohn heimlich an ſeinem blauen Sack nähte, ſah, wie er an den Sohlen ſeiner Schuhe klopfte. Immer, wenn ſie aus dem Häuschen trat — und ſie war nie ſo oft hinausgetreten — galt ihr erſter Blick dem Seilbündel, auf dem der Sohn ſaß. Sie wollte hinzu, vor ihm knieen und flehen: ‚Bleib hier, bleib wenigſtens du bei mir!‘ Aber ſchon hatte ſie den Kopf nach einer anderen Seite gedreht, ließ den Eimer ins Waſſer, trällerte ſogar in der alten Weiſe ihr mexikaniſches Liedchen. Nur die Hände, die das Seil des Eimers hielten, zitterten.

Einmal erzählte Maria, glänzend vor Freude, von den erſten Veilchen, die in einem Garten hinter

der Stadt ſchon aus dem letzten Schnee herausſahen. Am Nachmittag ging Willem für eine halbe Stunde ans Land. Als er wiederkam, hatte er drei Veilchen in der Hand — mehr gab der ihm fremd gewordene herbe, deutſche Frühling noch nicht her. Er hielt die Hand hinter dem Rücken; erſt abends ſtellte er heimlich die Blumen am Bett des Mädchens auf einen Stuhl. —

Mitten in der Nacht ſchob eine rieſenhafte ſchwarze Geſtalt das Laufbrett ans Land, ging hinüber, ſchob das Brett zurück aufs Schiff, ging, mit dem Sack über der Schulter, vom Schiff weg, den Strom hinunter, dem Meer zu — wie vor ſiebzehn Jahren.

Niemand ſah ihn als die alte Mutter, die, das Haar in kleine Zöpfe gedreht, das ſchnell umgeworfene Kleid über der Bruſt mit der Hand zuſammenhaltend, an der Tür des Häuschens ſtand. Aber ſie tat den Mund nicht auf, hob die Arme nicht. Längſt waren die Schritte des Davongehenden in der Nacht verhallt, und im Oſten, hinten, wo die Berge zur Ebene abfielen, zeigte ſich ſchon ein handbreiter weißer Streifen am Himmel — und die Frau ſtand immer noch, ſchwarz, unbeweglich, wie ein Gerät des Schiffes.

Am hellen Morgen, als ſie zur Stadt ging,

um das Mittagsbrot zu kaufen, war ſie wieder klein und gebückt wie früher, machte ihre ſchnellen, harten, gerade auf ihr Ziel losgehenden Schritte, hielt den Kopf vorgeſtreckt, ſah niemand an.

Sie wußte nicht, daß in dem Älteſten, während er den Strom hinunterſchritt, ſolche Gedanken arbeiteten: ‚Nun ja — die Mutter ſtreichelt mich, legt den Kopf an meine Bruſt — ſeinetwegen. Das Mädchen nimmt mich nicht — ſeinetwegen. Sie ſind traurig, haben kein Glück mehr in ſich — ſeinetwegen. Nun ja — ich nehme meinen Weg durch die Stadt, finde ihn. Ich ſchaffe ihn aus der Stadt, ſchaffe ihn aufs Schiff zurück. Er ſoll wiederkommen — damit ſie wieder glücklich ſind.‘

VII.

Der nächſte Tag war ein Sonntag.

Raſch trat der Schiffer Joſef aus der Herberge, in der er ein Unterkommen gefunden.

Weiß und gewaltig waren die zwei Domtürme über den Schieferdächern in den Himmel gebaut. Der Schall der Glocken zerriß die Sonntagmorgenſtille der Straßen. Nach ihm hinauf hob der Schiffer den Kopf, ging ihm, ſchnell hinſtrebend, nach.

In ſeiner Hand hielt er ein Buch. Ein bayriſcher Handwerksburſche hatte es ihm überlaſſen — die Bibel. Der Schiffer hatte ſich, wenn er müde aus den Straßen heimkam, an den Tiſch geſetzt und darin geleſen. Eine neue Welt entſtand in ihm. Er fand darin das in Worte gefaßt, was er um ſich ſah und nicht begreifen konnte. Da war von Arm und Reich die Rede, von Recht und Unrecht, von der Sehnſucht und dem Glück, von dem Wert des Lebens und dem innern Frieden. Und hinter dem allen wuchs die kindlich gute und männlich

ſtarke Geſtalt des durch das Land wandernden Jeſus auf, deren lockendes Bild ihn Tag und Nacht nicht mehr verließ.

Er hatte ſeit ſeiner Kindheit keine der Kirchen am Ufer mehr betreten. Nun wollte er auf den Ruf der Glocken hören und zuſehen, wie da die Worte des Buches ausgelegt würden. Es ſchien ihm auch da nicht nach Recht zuzugehen.

Er trat auf den weiten Platz vor dem Dom, verſchwand zuerſt in dem Meer der Menſchen, die alle der Kirche zuſtrebten, tauchte aber bald wieder auf, brach ſich einen Weg wie ein Schiff, hinter dem die Flut wieder zuſammenſchlägt, und ſtieg die weiße Treppe hinauf.

Während er hochſchritt, ſah er die glatten, warmen Kleider um ſich — er ſelber hatte ſeinen guten Rock in einem Schamgefühl längſt gegen den ſchlechten eines darbenden Alten vertauſcht. Er hörte behäbige, unbekümmerte Worte ringsum. Frauen ſtiegen hinauf, mit Schmuck wie zu einem Feſt behangen. Dann Prieſter in reinen, neuen Röcken, mit den zufriedenen Geſichtern aller; einer im köſtlichen Kleid wie ein Fürſt. Sogar Wagen fuhren vor mit reichgeſchirrten, in ihrer Sattheit kräftigen und feurigen Roſſen.

Trotzdem der Schiffer in den Wochen, die er

vom Schiff weg war, Zeit genug gehabt hatte, ſich wie alle andern an dieſe Erſcheinungen der Stadt zu gewöhnen, packte ihn das Gefühl der Verwunderung wie am erſten Tag. Wo blieben die Armen in Lumpen, die Frierenden, die Entbehrenden? Waren die Worte der Bibel nicht für alle da, und für ſie am meiſten? Warum blieben ſie dem Gotteshauſe fern? Trugen ſie auch hier einen Haß in ſich?

Schon bereitete ſich unter ſeiner Verwunderung wieder das zweite Gefühl — ſein ſonderbarer Zorn. Es dehnte ſich aus unten, ſtieg empor, über die Verwunderung hinaus, herrſchte allein oben in der Höhe der Gedanken, zitterte da, ſchwoll, drohte die Stirn zu ſprengen.

Mit zwei Schritten trat er vor einen Mann hin, der einen reichen Pelz trug und mit ſtolzen Blicken, gerade aufgerichtet, zur Tür der Kirche hinaufſtieg. Mit beiden Händen hielt ihm der Schiffer das ſchwarze Buch vors Geſicht und öffnete den Mund, um laute Worte hervorzubringen.

Der Fremde hob erſchreckt den Stock zur Abwehr, ſah ſich nach Hilfe um.

Eine Frau blieb ſtehen. Einige drängten furchtſam zurück, andere kamen hinzu. Eine Stockung in der aufſteigenden Bewegung der Maſſe trat ein.

Den Schiffer durchdrang ein Stolz, als er die

Menſchen um ſich ſah. Das war, was er geſucht hatte. Der alte, jahrelang in der Bruſt verborgen gehaltene Drang zu ſprechen kam über ihn, der Drang, alles das frei herauszuſagen, was er bei den einſamen Gängen übers Schiff, beim Wandern durch die Stadt, beim Leſen der Bibel in ſich erarbeitet, aus irgend einer unbekannten Tiefe in ſich in die Höhe gezwungen hatte; und dann die Menſchen, die Hunderte, die Tauſende zu demſelben Ziel zu bringen.

Er vergaß, daß er in die Kirche hatte hineingehen wollen, um erſt zu hören. Er gab ſich ſeinem Zorn hin, hob die Hand, um anzudeuten, daß die Menſchen ſtehen bleiben ſollten, und begann gleich zu ſprechen, erſt leiſe, wie nur zu den Nächſtſtehenden, und dabei, ohne Abſicht, von allen nur ein altes Väterchen anſehend. Dabei färbte ſich ſein Geſicht rot in einer geringen Verlegenheit.

„Ihr!“ fing er an, „bleibt ſtehen! Lauft nicht, als wenn ihr was Gutes vorhättet! Ich ſage, ihr alle ſeid Lügner. Ihr alle ſeid Heuchler. Oder wollt ihr wirklich Chriſten ſein? Nein, ihr ſeid nicht anders als die, zu denen der Herr Jeſus ſprach, als die, die ihn verlachten, die ihn kreuzigten. Nichts hat ſich bei euch geändert, ihr ſeid eitel und hartherzig wie ſie; es iſt, als ob der Herr Jeſus nie gelebt habe. Ach, ihr baut wohl Kirchen und Kirchen,

das ist wohl der Dom da — aber eins habt ihr vergessen zu bauen, was auch die damals vor zweitausend Jahren vergessen hatten: den Tempel in euren Herzen."

Er sagte das in der schwerfälligen Art, die er annahm, wenn er die städtische Sprache redete. Auch fühlte er, daß er noch in einem andern Sinne eine fremde Sprache spreche, die diese Leute, die ihn ansahen, nicht verstehen konnten, weil sie nicht wie er Tag und Nacht alles dies in sich herumgewälzt hatten. Die Röte seines Gesichtes nahm durch eine über ihn kommende Verwirrung zu, seine Augen verloren die Festigkeit, sahen irr an dem Väterchen hinunter. Er schlug das Buch auf, hielt es vor das Väterchen hin.

„Seht das Buch hier! Da ist alles gesagt, was ich euch sagen will. Ihr selber versteht es nicht zu lesen, oder man erklärt es euch nicht richtig in euren Kirchen: denn sonst müßtet ihr anders sein. Was ist der Tempel in euren Herzen? Das ist die Liebe. Seht, hier steht es: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.'

Durch diese Worte von neuem stark gemacht, hob er den Kopf, sah zum ersten Mal von dem Väterchen weg, sah den fünf, sechs andern ins Gesicht, die rechts und links neben dem Väterchen standen.

„Nun, und ihr?“ fuhr er fort, während die Röte ſeiner Wangen nun den hellen Glanz des Eifers annahm. „Ach ihr! Wo iſt eure Liebe? Ihr ſitzt in der Kirche, ſatt und warm — und ihrer ſo viele hungern und frieren. Sagt, was iſt das? Da ſah ich geſtern nacht ein altes Mütterchen, der war die Tochter geſtorben, und jetzt war nichts mehr da zum Sattmachen für das kleine Enkelkind. Und was tat das Mütterchen? Es zog in der Verzweiflung an ſeiner welken Bruſt, um Milch zu finden. Es war wohl zum Lachen: ein Mütterchen von ſiebzig. Nun, und jetzt ihr! Was ſagt ihr? Wie kann das ſein?“

Er geriet in die langſame, hartnäckige, vom erſten zum zweiten, vom zweiten zum dritten rückende Art, mit der er ſeinen Gedanken nachzugehen pflegte.

„Das kann nur ſein, weil ihr die Liebe nicht habt, weil ihr euren Nächſten nicht liebt wie euch ſelbſt. Ihr wollt von keiner Armut hören. Es iſt euch langweilig, es macht euch verdrießlich, wenn man davon ſpricht. Ihr wollt die Armut nicht ſehen; drum ſagt ihr: es gibt keine. Ihr ſagt: die Gemeinden ſorgen dafür; aber wie viele Winkel ſind, in die ſehen die Augen der Ämter nicht. Nein, eure Chriſtenſtadt iſt voll Haß ſtatt voll Liebe,

eure Stadt ist in zwei Teile geschnitten, in Arme und Reiche. Und wer ist schuld an dem Haß? Die Armen nicht — die Reichen. Und die Reichen, das seid ihr. Denn ihr seid satt und warm. Euer Streben ist nicht die Liebe, nicht, die ganze Menschheit glücklich zu sehen, wie es der Herr Jesus von euch fordert — euer Streben ist, nur immer reicher zu werden, nur immer höher in Amt und Ansehn zu kommen. Wer mehr zahlt, sitzt näher am Altar. Wer mehr zahlt, wird von mehr Priestern zu Grabe getragen. Wo steht das in dem Buch hier? Nein, hier steht: Selig sind die Armen, und wer der Letzte ist, soll der Erste sein, und ein Reicher wird schwerlich in das Himmelreich kommen, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Wenn ihr aber nicht darnach handelt, warum nennt ihr euch Christen? Ach, Unchristen solltet ihr euch nennen. Denn ihr erfüllt wohl die Gebräuche und verfolgt den, der nur ein wenig davon abweicht, aber in euch ist kein Tempel. Ihr seid wie jene, und wie jenen der Herr Jesus, so rufe ich euch zu: ‚Ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes.'"

Fast ohne Atemzug hatte er die Sätze gesprochen. Jetzt gab seine Brust keinen Atem mehr

her, mußte ſich mit neuer Luft anfüllen. Nur ein abgebrochener Laut kam noch aus ſeinem Mund.

Aber da ſtanden andere Stimmen auf, leiſe, murmelnde, laute, erboſte. Aus der Neugier war Unwille geworden. Man lachte nicht mehr, nahm den Schiffer ernſt. Wer ſich angegriffen glaubte, traf Anſtalten ſich zu wehren. Widerſpruch, Streitluſt erhoben ſich.

„Wer iſt der?“ rief die dünne Stimme einer zurückſtehenden Frau, die klein war und deshalb nichts von ihm ſehen konnte.

„Wer iſt der Kerl?“ nahm eine andere Stimme die Frage auf, miſchte etwas Verachtung hinein.

Der alte Herr in dem Pelz, vor den der Schiffer zuerſt hingetreten war und der deshalb die Worte vor allem an ſich gerichtet wähnen mochte, drängte ſich zwiſchen andern durch, hob aufs neue ſeinen Stock und ſchrie nun voll Mut: „Du Gottesſchänder“

Dann warf eine entfernte Stimme lachende Worte hoch: „Was? Will der klüger ſein als wir?“

Und ſchon war auch die frühere Gleichgültigkeit, das allgemeine Weitergehen, Treppenanſteigen wieder da. Niemand wollte ſich mehr um den einzelnen Mann kümmern.

Der Schiffer hielt ſein Buch hoch, trat mit breiten Beinen dem Aufwärtsdrang entgegen. Und

jetzt klangen die hundert, zweihundert Stimmen nur noch in einen einzigen Laut zuſammen, der in der Tiefe zuſammenſtrömte und dann machtvoll, mit unvermuteter Geſchwindigkeit in die Höhe ſprang — fort mit dieſem unbequemen Hindernis auf der Treppe da: „Weg vom Dom!“

Den Schiffer ſchwindelte. Etwas Dumpfes, das ſeine Ohren bis jetzt gegen alles, was außer ihnen erklang, verſchloſſen hatte, fiel ab. Er hörte wieder die Laute der Welt um ſich. Er ſah in die lachenden, verwunderten, wütenden Geſichter rundum, und das, was er unternahm, wollte ihm ſelber in der Tat närriſch und verwegen erſcheinen. Er wollte vor dieſen auf ihn gerichteten Geſichtern zurückweichen, hinter der Maſſe der neuankommenden Menſchen verſchwinden.

Aber da! Was war das? Plötzlich drangen, aus irgend einer Ferne, Trompetenſtöße an ſeine Ohren, eherne, ſeltſam fremd und gewaltig klingende. Sie riefen ihn, feuerten ihn an. Er fühlte wohl, daß ſie nicht von irgendwo außer ihm herkamen, ſondern daß ſie aus ihm ſelber, aus irgend einer Tiefe in ihm, heraufſtiegen. Aber doch legte er den Kopf ein wenig ſchief und ſchloß die Augen, um beſſer zu hören — nur eine kurze Weile, dann hob ſich ſein Kopf, ſein Rücken ſtreckte ſich, ſeine Augen

ſahen frei rundum, über alle die Menſchen hin, ruhten, ſich voll hingebend, auf jedem der fremden Geſichter da.

Dann hob er ſchnell, ohne irgend eine Scham mehr, die ihm entfallene, lahm und ſchwach am Boden liegende Stimme wieder auf, warf ſie voll Kraft, rufend, ſingend der Schar entgegen. Der Zorn kam wieder über ihn, aber zugleich eine Freude, daß er Widerſtand fand, daß nun der Kampf ſeinen Anfang nahm, der ihm von allen Seiten Kräfte zuſchießen ließ, der alles, was noch untätig in ihm geſchlummert, zum Angriff wachrief. Er fühlte, daß eine unbekannte Macht ihm Hilfe ſandte, Soldaten, die mit trappelnden Schritten über das Land her gelaufen kamen — Worte. Sie ſchoſſen wie endlos ausgeſchüttete Steine aus ſeinem Mund, fielen über die Menſchen her, betäubten, erſtickten ſie. Dazu hob er die beiden Arme, ſtand ſo vor der Tür oben, wehrte jedem den Eintritt.

„Was? Ihr? Ihr ſeid die Frommen, ich bin der Schlechte, ich, weil ich dies ſage? Wenn ich der Schlechte bin, dann iſt das Buch ſchlecht. In dem Buch ſteht — wie einen Hammer ſchlage ich es euch immer wieder über den Kopf: ‚Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.‘ So ſagt doch, wie ihr es mit euren Nächſten haltet. O, da ſieht man

Kinder, ſind nicht größer als ein Stiefel und haben Geſichter wie die Greiſe. Da iſt Hunger und Krankheit und Selbſtmord Tag für Tag und Traurigkeit und Verzweiflung. Und ihr? Habt ihr dieſe Armen lieb wie euch ſelbſt? Möchtet ihr Not leiden und krank und ſchwach ſein wie ſie, ausgeſtoßen, ohne Achtung wie ſie? In Löchern wohnen ohne Sonne, ohne Freude, ohne irgend etwas Schönes wie ſie? Ach — ihr habt Ekel vor dem Elend. Eure Frauen heben die Röcke hoch, um nicht daran zu rühren. Eure Freude iſt, daß ihr nicht ſo arm ſeid wie ſie. Ihr macht Schilder an die Türen und ſchreibt darauf: Ihr gebt dem Bettler nichts. Ihr ſucht nach Gründen, um das zu rechtfertigen. Ihr gebt den Bettler der Polizei, aber ihr gebt ihm nicht zu leben. Und auch die, die Arbeit haben, denen ihr Arbeit gebt! Was gebt ihr ihnen für die Arbeit? Ihr ſeht ſie nicht in der Früh durch die Straßen eilen — denn ihr liegt noch in euren Betten und ſchlaft. Rund um eure Stadt habt ihr Fabriken und Schornſteine hingeſetzt — da iſt ſelbſt die Sonne dunkel, da blühen keine Blumen, da klingt kein Lachen, kein Singen. Da ſitzen ſie auf den Steintreppen und ſättigen ſich mit kalt gewordenem Eſſen. Und wieder an die Arbeit, vom Morgen bis zum Abend. Der Mann ſieht die Frau nicht,

die Eltern ſehn die Kinder nicht, als nur beim Lampenſchein, wenn alle müd ſind. Und ſo morgen wie heut! Und übermorgen nicht anders. Und die Woche darauf wieder ſo. Und ſo Sommer und Winter, und das zweite Jahr wie das erſte und das dritte wie das zweite. Und nie ein Lachen, ein Singen. Vom Morgen bis zum Abend — kein Lachen, kein Singen. Und nun — die ſo für euch arbeiten, die ſchaffen und ſchaffen, damit ihr Kleider habt, damit ihr euch die Zimmer, das ganze Leben ſchön machen könnt, die ſo keine Freude haben, damit ihr Freude habt: jetzt iſt es wohl ſicher, daß ihr ſie belohnt, daß ihr ihnen gebt, was möglich iſt, um ihnen das Leben wenigſtens nach der Arbeit fröhlich zu machen? Und was iſt das jetzt? Arm ſind ſie, krank, bleich, voll Not und Traurigkeit, voll Haß und Sehnſucht. Arbeiten, arbeiten und ſterben! Und wenn die Freud nicht nach dem Sterben kommt: vorher war keine da."

In der Vorſtellung dieſes Leides, das doch nicht das ſeine war, brachen merkwürdige Tränen aus ſeinen Augen. Er wiſchte ſie nicht ab mit dem Ärmel, ſondern ließ ſie, ohne davon zu wiſſen, über die Backen laufen, und rief, mit ſich überſchlagender Stimme, weiter über die wachſende Maſſe hin. Gedanken kamen ihm, über die er ſelber verwundert

war, über die er erschrak, die auch dann schon zu Worten geworden waren, zu Worten, die glühend waren und seinen Kopf in Flammen setzten. Dabei hielt er das Buch mit hoch emporgereckten Arm in die Luft, um anzudeuten, daß er jetzt noch von andern Dingen zu sprechen habe, von denen auch er, der Herr Jesus, spreche.

„Ihr! Ihr wollt Christen sein? Wahrhaftig, ihr seid die Gottesschänder! Ihr habt da ein Haus gebaut mit schwarzen Mauern, das nennt ihr Gefängnis. Da macht ihr die Türen zu hinter denen, die sich schuldig gemacht haben nach euren Gesetzen. Ihr stoßt sie von euch, statt sie aufzuheben zu euch. Ihr macht sie noch unglücklicher, statt ihnen das Glück zu geben, das ihnen fehlt und nach dem sie Sehnsucht haben so gut als ihr. Wo ist eure Liebe? Wo ist euer Christentum? Denn was sagt unser Herr Jesus? Liebet eure Feinde. Bittet für die, so euch beleidigen. Wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. Seid barmherzig. Richtet nicht, verdammet nicht. Vergebet, so wird auch euch vergeben. Nicht Auge um Auge, nicht Zahn um Zahn. Sondern ich sage euch, ihr sollt dem Übel nicht widerstreben.“

Wieder erklangen die Trompeten, ganz nahe; er hörte helle Frauenstimmen um sich jauchzen. Ein

Gefühl, heiß und strömend, stieg in ihm auf, ließ ihm das Herz still stehen, machte seinen Kopf taumeln: die unbekannte Macht, Jesus selber, rief ihn, war um ihn, über ihm, wenn er auch nicht zu sehen war. Er glaubte Jesu Hand auf seinem Scheitel zu fühlen, fühlte eine wunderbare Kraft aus der Hand in seine Stirn übergehen. Er war geweiht, er war bestimmt, auserwählt unter den Hunderttausenden der Stadt. Ihm wurde aufgetragen, seine Stimme zu erheben und zu allen zu sprechen. Zugleich sah er über die Menschen weg, die die Treppe, den Platz vor der Treppe anfüllten, sah durch Häuser und Straßen, sah das freie Land draußen, sah über Äcker, Wälder, Ströme, Meere weg, faßte in einen Blick die ganze, weite Erde auf. Aus der einen Stadt war ihm die Welt, die Menschheit geworden.

„Sagt, stehen sich da nicht zwei im Krieg gegenüber? Gibt es da nicht Tote und blutig Zerfetzte? O, wie weit ist von euch die Liebe, die Liebe! Was sagt unser Herr Jesus? Ihr wißt es alle, ihr habt eure Sprüchlein schon in der Schule gelernt. Und nicht, daß ihr ihm gehorchen müßt aus Feigheit. Es ist nur um das Gute in uns. Es ist noch eine Welt über uns, es muß eine über uns sein: was wäre das sonst, das euch treibt, Kirchen zu bauen, was uns hintreibt zu allem, was schön und rein

iſt. Und wie weit iſt die Welt, wie ihr ſie eingerichtet habt, von allem Schönen und Reinen entfernt! Ringt, ihr Leute, daß ihr gute Menſchen werdet. Das Leben iſt ſo ſchön, wenn ihr nur wollt. Ihr müßt die Erde voll Liebe machen. Ihr müßt nicht länger denken, nur immer reicher zu werden. Seht, was habt ihr von eurem Reichtum? Er trägt ſeine Strafe in ſich ſelbſt: denn ihr lebt in einer Angſt vor dem Tag, wo die Armut aufſteht und euch beraubt. Ihr habt Poliziſten über Poliziſten, Soldaten über Soldaten, Gefängniſſe über Gefängniſſe nötig, um euch zu ſchützen. Und ich rufe euch zu, hört mich: der Tag, vor dem ihr Furcht habt, kommt! Eure Welt iſt über Pulver gebaut; das Pulver wird aufſpringen. Ändert euch, ändert eure Welt, ehe es zu ſpät iſt!“

Er ſchwieg. Seine Augen waren geweitet, ſtrahlten wie im Fieber.

Erſt regte ſich nichts. Alle ſchienen erſchreckt ſpotteten nicht, erwiderten nichts. Dann erhob ſich wieder das ſonderbare Rauſchen in der Tiefe, dem Rauſchen des Rheins an der Holzwand des Schiffes ähnlich, ſtrömte wieder in den einen, drohenden Ton zuſammen. Die ganze Maſſe der Menſchen rückte einen Schritt vor, wie ein einziger Arm hob es ſich gegen den Schiffer. Der Schiffer ſtand, einen Kopf

größer als alle, in seiner freien Kraft und Gesundheit vom Strome her, unter den bleichen Menschen der Stadt, deren Körper, des Gebrauchs der Glieder nicht gewohnt, schwach und gefesselt gegen den seinen schienen.

Da trat aus dem Kreis der übrigen ein kleiner Mann im Priestergewand. Das weiße Haar hing ihm auf die Schultern. Mit breitem, gutem Gesicht und heitren braunen Augen sah er zu dem Schiffer auf. „Sie haben recht, junger Freund," sagte er mit einer leisen Stimme. „Die Welt sollte anders sein. Und sie wird einmal anders sein, ja, wie du sie willst. Aber später erst, in tausend Jahren. Jetzt — jetzt ist es noch zu früh. Die Menschen sind noch zu schwach. Es gehört Kraft zu der Liebe."

Der Schiffer richtete die leuchtenden, blauen Augen überrascht und voll Achtung auf den Mann. Er machte sich klein, zog sich ganz in sich zusammen, wie vor einem Sprunge. Und dann richtete er sich auf zum letzten, jauchzenden Ende. Er ließ seine Stimme steigen, ließ sie wie einen singenden, frohlockenden Vogel über die Köpfe der Tausend schweben, gab ihr die Kraft, die sie vom Schiff her hatte, wo sie oft weit über das Wasser weg zu andern Schiffen hinrief, gab ihr einen Glanz, daß sie unter

dem bedeckten Himmel in einer Luft voll Sonne zu klingen ſchien: „Nein, nicht zu ſchwach. Wer zu ſchwach iſt, muß ſich ſtark machen. Eins gibt es, das macht ſtark. Das macht die Welt gut. Heute noch, in dieſer Stunde noch muß es geſchehen. In dem Buch ſteht es, hier, ſeht her, und wer ſich Chriſt nennt, muß ſo tun. Hört! Ihr, Frau, und du, Mann! ‚Es gibt nur eins: verkaufe alles, was du haſt, und gib es den Armen.‘ Du und du und du, noch heute: Verkauft alles, was ihr habt, und gebt es den Armen! Dann wird die ganze Welt voll Lachen und Singen ſein. Dann iſt eine Seligkeit überall, eine Seligkeit.“

Er verharrte noch einen Augenblick in ſeiner Stellung, den Kopf mehr zum Himmel gehoben als zu den Menſchen geſenkt. Dann aber ſah aus ſeinen Augen eine plötzliche Leere heraus. Sie hatten ihren Glanz verloren, blickten ohne Ausdruck, ohne Begreifen, irr in die Maſſe. Er fühlte, wie das Rätſelhafte, Warme, Strömende, Starkmachende von ihm ging, ſpürte die Leere in ſich, ſank zuſammen.

Auch die Menſchen umher ſchienen den Weggang ſeiner Kraft zu ſpüren, ſchienen wie von einem Zauber befreit. Sie ſetzten ſich in Bewegung, gingen an dem Schiffer vorbei zum Dom hinauf, wieder

lachend, lärmend, ließen Neuen Platz, die ſich um den Schiffer aufſtellten, mit der anfänglichen Neugier und Verwunderung der erſten.

Nur dicht um den Schiffer herum blieben die Reihen der Erregten und Kampfluſtigen ſtehen, drängten gegen den einzelnen Mann an, riefen ihm ſchmähende Worte zu.

Er ſah immer mit dieſer unerklärlichen Leere und Verwirrung in die Reihen hinein, drehte den Kopf nach jedem Ruf hin, hob nur einmal mit einer irren Bewegung — ſo, als ob ſich die Hände von ſelber, aus Gewohnheit, höben — das Buch hoch, ſah zugleich nach einer Lücke aus, durch die er ſeinen Platz verlaſſen und davongehen könne.

Aber ein zweiter Mann trat von hinten ſchnell neben ihn hin, ein Mann, ſo hoch faſt wie der Schiffer ſelber, mit weißem Bart und in einem bunten Rock, wie er hohen Beamten gegeben iſt, um ſie unter der Menge der gewöhnlichen Menſchen kenntlich zu machen. Er ſprach, neben dem Schiffer ſtehen bleibend, ohne vor ihn hinzutreten, ſo daß der Schiffer ſich nach ihm hinwenden mußte.

Er ſah den einfachen Mann von oben bis unten an, mit einem ſpöttiſchen Blick, ſagte dann mit einem ſtolzen, verächtlichen Lächeln, das es kaum der Mühe wert hielt, ſich durch eine Bewegung des

Mundes in die Breite zu bilden: „Alles, was du ſagſt, Freund, das haben ſchon tauſend unklare Köpfe vor dir geſagt. Es wird nicht vernünftiger dadadurch, daß du es noch einmal ſagſt. Das ſind Utopieen, Freund.“

Der Schiffer ſah den Redenden ohne Verſtändnis an.

Der andere begann, erregt zu werden: „Wie denkſt du dir das: hingehen, verkaufen und den Armen geben? Dann iſt der Reiche arm und der Arme reich, und alles iſt wie vorher. Nimm einen Kaufmann — er teilt ſeine Habe aus: womit ſoll er ſein Geſchäft weiterführen, bei wem ſollſt du morgen kaufen gehen? Nimm mich ſelber — ich habe viele Schulen beſucht, ich bekleide ein wichtiges Amt, die Hälfte der Ordnung in der Stadt hängt von mir ab, tauſend Männer ſtehen unter mir: ſoll ich für alles das nichts haben, nicht mehr als einer, der die Straße kehrt? Nein, die Welt, mußt du wiſſen, iſt nicht geſchaffen, um ſchön zu ſein. Auch der Reiche hat Kummer, iſt krank, ſteckt voll Sorgen. Das Leben iſt eine Schule, verſtehſt du. Es muß Kampf ſein. Es muß in jedem Menſchen das Streben wohnen, über den andern wegzuſteigen, zu herrſchen. Warum? Nur im Kampf wachſen Kräfte. Nur ein hohes Ziel zwingt zu

Taten. Nimm die Eisenbahnen, die gewaltigen Schiffe, die Millionen Drähte, mit denen wir unsere Worte in die fernsten Fernen schicken — was, sind wir nicht auf dem Wege, stark wie Götter zu werden? Und doch entsteht das alles nur durch das, was du verachtest: durch das Geld und durch die Begier nach Geld. Nein, Lieber, die Welt ist, wie sie sein muß — oder, so sag mir doch: wie willst du sie anders machen? Wie denkst du dir unsere Stadt ohne Reiche, die bauen lassen, ohne Arme, die bauen? Wie sollen deine Städte, wie soll deine Welt aussehen?"

„Die ganze Welt," sagte der Schiffer, von dem letzten Wort berührt, froh, etwas wie einen Bekannten, einen Freund zu finden. Mit einem Gesicht ohne Begreifen sah er scheu und unter den Lidern her nach dem Fremden hin.

Der sah sich lächelnd nach der Menge um: „Siehst du — jetzt fehlen dir die Worte."

Die Augen des Schiffers brannten noch einmal schwach auf, wie von einem neuen Gedanken entzündet. Aber es blieb nur ein Glimmen, der Gedanke kam nicht, die Augen erloschen wieder. Und der Mund stand umsonst offen — es prasselten keine Worte mehr daraus hervor, er war leer wie die Stirn und die Augen. Ebenso rätselhaft, wie

die erregte und wortebildende Kraft des Mannes geweſen, war nun ſeine ſtumme Schwäche.

Ein Stummer erregt keinen Zorn mehr. Es war nichts mehr übrig als ein Menſch, der ſich in ſeinen Gedanken überſtiegen hatte, deſſen Hirn die Bilder des Lebens umher nur noch verſchoben aufnahm — ein Kranker, ein Narr.

Aus dem dunklen Rauſchen der Stimmen erhob ſich wieder der eine, aufſteigende Ton — aber er trug diesmal auf ſeiner Spitze nur ein Lachen, ein helles, unbekümmertes, ſogar ein wenig mitleidiges Lachen.

Auch die Letzten gingen an dem Schiffer vorbei, zum Dom hinauf.

Nur der Fremde, der ſchon einige Schritte entfernt geweſen, kehrte noch einmal um und ſagte: „Geht in Euch, Mann. Oder es endet nicht gut. Man wird Euch der Polizei übergeben.“ Dann trat auch er in die Kirche ein, ließ die Tür leiſe hinter ſich zufallen.

Der Schiffer ſtand allein, mit hängenden Schultern, den Kopf nicht mehr in der alten Kraft vorgeſtreckt, ſondern zu Boden geſenkt. Noch einmal hob er die Hand mit dem Buch, wie um das Buch dem Kopf zu nähern, mit dem Buch die Leere des Kopfes auszufüllen.

Aber dann ſtand etwas in dieſem leeren Raum auf, regte ſich, machte ſich breit, nahm eine Schwere an, die den Kopf noch tiefer zog — das Gefühl, daß nun das der Erfolg war ſeiner Worte, der Worte des Buches: das kaum verhallte Lachen und die leere Treppe um ihn her und der Geſang, der mit der Orgel vereint aus der Kirche klang, wie vorher, wie immer.

Einen Augenblick wollte er niederfallen auf die Treppe, da auf dem Stein ſitzen bleiben, wie in der erſten Nacht damals, als er in die Stadt gekommen war.

Dann ging er mit Schuhen, die ſchwer wie zwei Eiſen auf den Stein fielen, die Treppe hinunter. Wohin? Er weiß es nicht — es wird ſich wohl finden, wenn er unten, auf der ebenen Erde des Platzes, angekommen iſt.

VIII.

Als er den Fuß unten auf das Pflaſter ſetzte, hörte er einen Pfiff hinter ſich. Es war derſelbe Laut, den, in der alten, vergangenen Zeit, der älteſte der Brüder hervorgebracht hatte, wenn er die Aufmerkſamkeit vorüberfahrender Schiffer auf ſich lenken wollte.

Joſef drehte ſich um und ſah den Bruder.

Ohne Verwunderung, ſo als hätte er ihn noch geſtern geſehen, nickte er mit dem Kopf, ſchien weiter gehn zu wollen, wartete aber dann, die Augen an ein Stück blauen Himmels geheftet, das, nicht größer als ein ausgebreiteter Rock, zwiſchen zwei Dächern in dem allgemeinen Weiß des Himmels ſich zeigte.

Willem ſtand bald neben ihm, ſah durch das höhere Alter und den ſteifer getragenen Rücken ein wenig kleiner aus. Er gab ihm die ſchwere Hand und betrachtete den, den er als einen Lockenkopf von zehn Jahren zurückgelaſſen, mit einem verwun-

derten Blick — Teufel! wer hat den Jungen ſo daherreden gelehrt? Der liebe Kerl hat Mut.

Joſef ſah nur einen Augenblick in das verbrannte, wildbärtige, neue und doch ſo altvertraute Geſicht, lachte — ſah aber dann gleich wieder nach dem Stück Himmelblau, ſetzte ſeine Füße in Bewegung und ging über den Platz hinüber darauf zu.

Willem ging nebenher, mit ſeinen ausgreifenderen Wanderſchritten, ſo daß er von Zeit zu Zeit ſtehen bleiben mußte, wobei er dann jedesmal mit demſelben erſtaunten Lachen das erregte Geſicht des Bruders betrachtete.

Er folgte umſonſt den Blicken des Jüngern — er bemerkte nie etwas anderes als ein Stück Himmelblau, wie er es tauſendmal geſehen. Und da der Junge nicht ſprach, bereitete er nun ſich zum Reden vor, eingedenk ſeiner Abſicht, ihn zu der Mutter zurückzuführen. Aber da er gewohnt war, alles im Leben erſt einmal mit einer liſtigen Überlegung und mit guter Laune anzugreifen, begann er nicht mit dem, was ſein Ziel war, ließ auch das, was er vorher gehört und worüber er ſich gewundert hatte, unberührt — fing an, von den alten, verſunkenen, gemeinſam verlebten Zeiten zu ſprechen. „Weißt du noch? Wie wir am Steuer ſaßen und auf das Waſſer ſahen? Ich habe dich gehen gelehrt

und ſprechen, rudern und das Meſſing blank putzen. Ich habe dich auf dem Arm getragen, ich war deine Mutter. Du haſt immer zu mir gehalten gegen die vier andern. Wir waren unter den ſechſen immer wie zwei beſondere Brüder. Weißt du noch?“

Der Junge hörte nicht auf die Worte. Seine Ohren waren nur nach innen geöffnet, lauſchten nur auf das Rauſchen in der Höhle der Stirn, das, dem Rauſchen einer leeren Muſchel vergleichbar, von der großen Leere dort herkommen mochte. Er ſtrebte die Leere anzufüllen mit einem Gedanken, mit einer Drohung wenigſtens gegen die Leute, die ihn verlacht hatten. Aber er war ohne Kraft dazu. Nichts blieb in ihm als dieſe eine unendliche Leere, die wie ein Feld von Schnee alles Lebendige unter ſich begrub.

Der Alte verlor ein wenig den Strick aus der Hand, an dem er die Gedanken des Jungen zu ſich herziehen wollte. Er ſprach, als ob das allein der Zweck ſei, weiter von ſeinen Erinnerungen und wurde bewegt, weich und breit dabei. „Ich habe oft an dich gedacht — in Spanien, in Afrika, in Amerika. Ich ſah dich in Gedanken ſchon mit Frau und einem oder zwei Kindern auf dem Schoß. Ja, ich habe dich lieb gehabt, mehr als alle die andern, ich habe dich noch lieb — Junge, mein

Blondjunge!“ Dann aber faßte er ſchnell den Strick wieder mit der Fauſt, rief einen neuen Einfall herbei, wie einen Jungen von der Straße, der ihm ziehen helfen ſollte. „Sieh, wie du ſo ſtandſt und ſprachſt und ſprachſt — da hatte ich Freude an dir. Du hatteſt Mut, du warſt der eine gegen ihrer tauſend. Nun ja, ich verſtand dich nicht. Aber ſieh — wenn die Leute die Welt nicht ändern wollen, dann laß ſie ſie doch behalten wie ſie iſt. Du, auf deinem Schiff — da iſt ja alles in Ordnung.“ Er holte ein zweites Kind herbei, das wie ein ſtilles, eifriges Mädchen das Seil in beide Hände nahm, mit kleiner, aber zäher Kraft mitzog. „Und ſieh — die Mutter! Sie iſt allein, niemand iſt mehr bei ihr. Nun, was iſt? Du biſt ihr der Liebſte, an dir hängt ſie — kehr um, geh zurück aufs Schiff.“ Ein drittes Kind kam, von ſelber herbeiſpringend, ein ſtarker Junge ſchon, helläugig, jauchzend, ſtemmte die Füße gegen die Erde, zog mit dem ganzen, behenden Körper. „Und ſieh, Jung. Da iſt ein Mädchen. Die heißt Maria. Die hat dich gern. Die wartet auf dich. Die will von dir um die Schultern gepackt und geküßt ſein. Nun, Jung — was iſt? Willſt du das Mädchen ſtehen laſſen?“

Joſef erblickte, ohne daß die Leere in ihm

ſich deshalb füllte, plötzlich, unter dieſer Leere, das Bild der ſchwankenden Bretter, die er Heimat nannte. Aber dann — immer unter der Leere, nicht in die Leere hinein — ſprang es in ihm auf: die Laute der Heimat da wollen mich betören. Der Mann da iſt ein Sendbote, der mich von meinem Weg wegziehen und in die Untätigkeit zurückbringen will. Er iſt von einer feindlichen Gewalt geſchickt.

Und während die Leere unverändert in ihm blieb, fand er, darunter, ſogar die Kraft, einen abwehrenden Gedanken zu zimmern. „Und du?“ fragte er ruhig, wiederholte dann, ſogar ſpöttiſch und überlegen: „Und du? Warum bleibſt du nicht zu Haus?“

Willem ſah geradeaus. „Ich? Ich geh' wieder in die Welt.“

„Und ich, ich bleibe in der Stadt, unter den Menſchen.“

Joſef merkte nicht, daß hinter ihnen her der alte Knecht und ein unbekanntes Mädchen gingen.

Der alte Hubert war all die Tage über, ohne daß der Schiffer darum wußte, hinter dem Herrn hergeſchritten; er war ihm auch heute heimlich zum Dom gefolgt. Jetzt noch zitterten ſeine Fäuſte, immer noch bereit jedem, der über den Herrn lachte, auf die Bruſt zu fallen. Nur der Willem, der plötzlich,

wie in einen Traum hinein, da die Treppe heraufgestiegen kam, hatte ihm die Fäuste festgehalten.

Den beiden hatte sich das Mädchen angehängt, das keiner von ihnen kannte — ein Ding, schmal und zerbrechlich wie ein Kind, aber mit vollen, zitternden Brüsten unter dem Kleid. Mit der Fülle der dunklen Haare und den schwarzen Augen, die groß und brennend aus einem bleichen, magern Gesicht sahen, war sie ganz ein Mädchen der Art, wie sie am linken Rheinufer öfter unter der Menge der blonden und braunen zu sehen sind, und die noch aus der Zeit der Spanier und Franzosen übrig geblieben scheinen. Mit einer sonderbaren Starrheit hatten ihre Augen an dem erregten, strahlenden Gesicht des Schiffers gehangen; ihr Gesicht hatte sich langsam gefärbt, während er lauter und lauter sprach; unaufhaltsam hatte sie zu ihm hingedrängt, und, als die unübersehbare Schar der Feinde sich auflöste und die Treppe leer ließ, blieb sie mit den zwei Freunden zurück und gesellte sich, als ob sie etwas Selbstverständliches tue, zu ihnen.

Wie ein märchenhafter Zug schritt nun die kleine Truppe durch den Sonntagmorgen. Niemand sprach ein Wort. Das unbewußte Ziel blieb jenes Stück Himmelblau. Es schien in der Tat ein Wunder, dieser blaue, leuchtende Fleck mitten in dem

weiten Grau; denn das Grau war in den langen Monaten des Winters zum Natürlichen geworden.

Während sie weiterschritten, mühte sich der Schiffer von neuem, die Leere in seinem Kopf fortzuschieben und neue Gedanken aus der seltsamen Gegend seines Hirns, die unter der Leere lag, heraufzuheben. Aber er brachte nichts hinein. Schwer, höhnisch, dumpf lastete es in ihm, zog seinen Kopf von dem Blau weg, immer wieder zum Pflaster der Steine hinunter. Erst spät, klein anfangend und langsam groß werdend, stand eine Erkenntnis in ihm auf: Ja, es fehlt etwas in dem, was ich will. Wenn alle das Bibelwort erfüllen, ihr Gut verkaufen und den Armen geben, ist die Welt morgen doch wieder wie heute. Das Wort reicht nicht aus; es ist für einige, aber nicht für alle. Es ist nicht abzuleugnen: die Städte und die Reiche der Welt bestehen durch die Ungleichheit, durch das Streben und die Möglichkeit zu steigen. Die Welt schreitet nicht mehr fort, wenn man ihr das nimmt. Und doch muß sie geändert werden. Nur wie? Was fehlt hier? Wie heißt das neue Wort?

Sein Inneres griff mit tausend Fingern nach diesem einen Fehlenden, wollte es umtasten, herbeiziehen. Er wandte sein Inneres um, riß es auseinander, voll Zorn, suchte und suchte immer wieder.

Er öffnete den Mund, ſtöhnte. Seine Stirn bedeckte ſich mit Schweißtropfen. Er ſtreckte die Arme aus, ſpannte die Finger in die Luft, wollte ſchreien vor Grimm und Qual — und brach immer wieder in ſich zuſammen, kraftlos, fühlte nichts als die Leere in ſich.

Aber dann trat — immer unter der Leere, die blieb — zu der Erkenntnis ein Gefühl; das Gefühl: es war nicht in ihm, das eine Fehlende, aber es war da, irgendwo, außer ihm. Er konnte nicht hingreifen; er mußte warten, bis es kam, bis es geſchickt wurde, ihm geſchickt von der freundlichen Macht die die Trompeten hatte erklingen laſſen. Und es kam, es wurde ihm geſchickt — er fühlte ſeine Nähe.

Dieſes Kämpfen in ihm ging vor ſich, ohne daß einer der andern etwas davon ſah, hinzutrat, ihm an den Arm faßte und fragte: ‚Was haſt du? Soll ich dir helfen?‘ Der Schmerz mußte ſtumm getragen ſein.

Um ſie her zeigten ſich die letzten Häuſer. Vom freien Feld wehte plötzlich ein warmer, lebendig und fröhlich machender Hauch heran.

Joſef knöpfte den Rock auf. Willem packte den Stock feſter, da es nun galt, wieder die Wanderſchaft zu beginnen; aber erſt hatte er ein Werk zu tun: der Blondkopf muß zur Mutter zurück, und

wenn er gebunden auf einer Karre zum Schiff gefahren ſein ſoll. Seine Hand kroch heimlich in den Sack und brachte einen Strick heraus.

Da kam von dem fremden Mädchen ein leiſes Rufen her. Als der Schiffer vorne ſich umdrehte, ſtand ſie da, hielt den Arm vorgeſtreckt und wies auf etwas hin, mit einem leuchtenden Lachen auf dem Geſicht. Und in Wahrheit — wo ſie hinwies, war ein Zauber geſchehen. Durch die blaue Öffnung in den Wolken fiel ein Sonnenglanz mitten in das Gras vor ihnen. In dem Glanz war jeder Halm zu ſehen, jeder einzelne funkelte wie eine kleine Sonne. Ein Stein, der da lag, ſchien ganz aus einem goldenen Feuer zu beſtehen.

Der Glanz breitete ſich aus, nach allen Seiten auseinanderlaufend, ſchloß die vier, ehe ſie ausſchreiten und auf ihn zugehen konnten, in ſich ein, übergoß das weite Feld, die nahen Schlote der Fabriken, die fernen Häuſer und Türme der Stadt mit einem lauteren Gold. Weithin ſpannte ſich das verklärte Blau des Himmels. Leuchtende Wolkenſchiffe zogen — von einem Sturm getrieben, der da oben brauſen mußte — ſchnell vorüber.

Die vier Menſchen ſtanden voll Staunen. Ihre Geſichter ſtrahlten wie das Gras, die Häuſer und die Türme. Dann wurde das Gleißen ſo ſtark,

daß ſie die Augen ſchließen mußten. Ein Vogel ſchoß dicht über ihren Köpfen hin und ſang — als ſänge er zu ihnen hinunter: der Winter iſt aus, ſeht ihr nicht? Endlich iſt der Frühling da, der Frühling!

Sie ſchritten ſchnell auf den Bach zu, der nahebei, von kurzen Weiden eingeſäumt, durch das Gras lief. Nur der Knecht folgte zögernd; er ſchien in der plötzlich gekommenen Freude etwas Feindliches zu wittern. Allen voran aber ging der junge Schiffer. Er war von einem neuen Leben erfaßt, bewegte Arme und Beine ganz anders als bisher, ließ ſie weiter weg vom Leibe gehen. Er ſah zu dem Vogel auf, ſah über das Gras hin und fand zwiſchen all den gelben Winterhalmen ein paar grüne. Er bückte ſich, fühlte mit den Fingern daran, ſtand auf, ohne ſie zu pflücken, ſchritt weiter aus, blieb bei dem Bach ſtehen, ſah, woher das Waſſer kam, wohin es ging, bückte ſich wieder, ließ die ſchimmernden Wellen durch die hohle Hand gehen, erhob ſich, ſtand, als die übrigen drei das diesſeitige Ufer erreicht hatten, am jenſeitigen, griff ſcherzend mit der Hand nach dem Vogel, der nicht von ihm abließ. Dann ſtieg er mit ſchnellen Sätzen die Erdwelle hinauf, die — ein altes Rheinufer — in langem Bogen über die Ebene hinzog, ſchritt auf den höchſten Punkt zu, der faſt die Spitze eines

kleinen Berges abgab, ſtand da oben, nahm den Hut ab, um ſich die Sonne aufs Haar dringen zu laſſen, hielt die Hand an die Stirn und ſah in das Land hinaus, das leuchtende Land, das, eben und unüberſehbar, ſchon ein Teil des Meeres ſchien, das fern dahinterlag.

Da waren verſtreute Häuschen, die mit roten Dächern durch kahles Geäſt ſahen. Da war der Bach, der ſich mit ſeinem hellen Streifen im Braun der Äcker verlor und hier und da an ſeinen Rändern noch einen Schneefleck trug. Da waren die geraden Grenzen der Äcker ſelber und die bis in alle Weite laufenden Furchen. Da waren — Reſte der natürlichen Urſprünglichkeit mitten in dieſem Feld voll menſchlicher Arbeit — ein eng zuſammengedrängtes Gebüſch, ein Weiher, ein tauſendjähriger, vom Alter krummer Lindenſtamm. Dann erſahen die Augen am fernſten Horizont neue Häuſer, hier ein Dorf und da eins, eine Windmühle auch, die breit und alt, wie eine Großmutter in weiten Röcken, auf einem Hügel ſaß und die nun anfing, ihre Flügel zu drehen. Jetzt ſtieg in dem immer wachſenden Glanz der Luft die blaue Linie eines Waldes auf, und endlich klomm über den Wald ein ferner, gelber Hügelzug hinaus. Das alles ſtrahlte, ſeine eigene Farbe behaltend, unter dem Blau und Weiß des

Himmels in einem warmen, zitternden, alles in leuchtende Punkte auflöſenden Gold.

Der Schiffer breitete die Arme aus, um ſich der Wärme und dem Glanz hinzugeben. Er ſah einen Strauch, der einſam auf der Höhe ſtand und ſein Holz im leiſen Wind bewegte. Und mit einem Mal erblickte er weiße Knoſpen daran. Zaghaft, wie ein Kind vor etwas Niegeſehenem, ging er hin, rührte eine Knoſpe nach der andern an, roch ſogar daran, in der Unwiſſenheit eines Menſchen, der den Frühling noch nicht anders als von dem ſtarren, unfruchtbaren Holz ſeines Schiffes aus hatte einziehen ſehen. Er ſetzte ſich neben den Strauch, die Schulter dicht daran gedrückt und ſah aufs neue ins Land hinaus, ohne Bewegung, bewältigt von einem unvermuteten, feierlichen, nie erlebten Glück.

Wohl blieb die Leere in ihm. Aber ſie verlor ihre quälende Dumpfheit, nahm eine wohlige Wärme an, lag in ihm, ruhig, voll eines verſteckten, noch heimlich gehaltenen Lebens, voll Hoffnung, voll Gewißheit: das Eine, Fehlende, war nicht mehr weit, brauchte nicht mehr lange, war immer deutlicher zu ſpüren, kam ſchon.

Aus dieſem freien Land mußte es kommen. Er weiß es jetzt: die Stadt da hinten, das iſt der

Feind. Von den Städten ist das Elend und die Verzweiflung in die Welt gekommen. Die rufen das Schlechte in den Herzen wach, den Ehrgeiz und die Freude am Genuß. Sie machen die Herzen hart und einander fremd, fressen die Zeit, die Ruhe und die stillen Gedanken eines jeden, jagen alle in diesen wütenden Kampf ums Brot, reißen diese ungeheure Kluft zwischen alle: hier arm, da reich. Sie sind schuld, daß Eisenbahnen und Fabriken gebaut und gebaut werden, die wieder die Hast und die Not vermehren. Sie sind schuld an diesem ganzen Fortschritt, der nur ein Schreiten ins Unglück ist. Denn niemand ist da glücklich. Auch die Reichen, die Herrscher der Städte, sind es ja nicht. Sie wissen es selber nicht; aber er sieht es, seine Augen dringen in jede Tiefe. Nein, sie sind nicht glücklich in ihren Straßen. Der Himmel fehlt ihnen, die Sonne und das Gras, der Regen, der steigende Morgen und der sinkende Abend — alle die Feierlichkeiten und die großen Wunder der Natur. Sie sind Kinder, die sich von der Mutter losgerissen haben. Und wenn sie auch darüber lachen — sie werden doch krank davon, sie bleichen wie Blumen im Keller. Nein, er sieht es wohl: sie hängen sich Bilder an die Wände — Wiesenflecke und Waldteile. Sie setzen Blumen an die

Fenſter. Sie pflanzen Gras und Bäume mitten in ihre Straßen. So verraten ſie ihre Sehnſucht, aus ihren Häuſern herauszukommen, ihre Sehnſucht nach dem verachteten Land vor den Häuſern. Sie haben keine Heimat, fühlen ſich nicht zu Haus in ihren Häuſern. Sie verſuchen wohl ſich zu freuen, aber ihre Freude wird grell und lärmend, wird nicht zu der echten Freude, die die Wolken über der Mütze und das Gras unter den Schuhen, die die Sterne geben. An den Sonntagen wandern ſie zu Tauſenden, laſſen ihre Stadt hinter ſich, fahren auf Schiffen den Strom hinauf und hinunter — und haben gerötete Wangen, leuchtende Augen. Aber anſtatt zu bleiben, gehen ſie am Abend wieder zur Stadt zurück. Wenn ſich zwei ſagen wollen, daß ſie ſich lieb haben, flüchten ſie hinaus zum Gras und zum Waſſer — wie oft hat er dem allen vom treibenden Schiff aus zugeſehen! Und wenn der Sommer kommt — wie viele eilen in die Dörfer am Ufer, leben Wochen und Monate unter einem Dach mit den Bauern! Dann laſſen ihre Zurufe zum Schiff hin erkennen, wie voll Freudigkeit ſie ſind. Wahrhaftig, es ſollten keine Städte mehr ſein. Aber was ſoll ſein?

Nun geſchah etwas Merkwürdiges: das fremde Mädchen war den anderen vorangekommen, ſetzte

ſich nun neben ihn, ohne ihn anzuſehen, aber auch ohne Scheu, legte ihre Hand, als ob ſie etwas Altgewohntes tue, auf ſein Knie, ſah ſo, ohne zu ſprechen, mit ihm in das Land hinaus — wie um durch dasſelbe Tun wie er ihm zu zeigen, daß ſie bei ihm ſei, ihm freund ſei, ihn verſtehe und ihn tröſten wolle.

Und er, der Schiffer, ſchob dieſe fremde Hand nicht von ſich, ſah nicht verwundert in das unbekannte Geſicht neben ſich. Er legte vielmehr ſeine Hand auf die Hand, leiſe, unbewußt, glücklich und dankbar, und zugleich, als wolle er bitten, zu ſchweigen, keine Bewegung zu machen, um das eine Fehlende, das im Begriff war zu kommen, nicht zu ſtören.

Zu den beiden trat Willem. Aber er ſtellte ſich nicht — wie er ſo oft getan hatte, angeſichts der freien, endloſen Erde, die ihm und ſeinen Schuhen gehörte — mit breiten Beinen hin, hob nicht die Mütze vom Kopf und ſchwenkte ſie hoch in der Luft. Schweigend vielmehr ſtand er da, ſah ſtarr hinaus, und langſam nahmen ſeine Augen einen großen, traurigen Ausdruck an. Seine zweite Seele, die ſein Leben lang unter ſeiner erſten geſchlummert hatte und ihn, während ihn die erſte laut zur Ferne lockte, leiſe zur Heimat zurückzog, war zu vollem,

forderndem Leben erwacht. Nun, da die Wanderschaft wieder beginnen ſollte, erkannte er, wie die Jahre der Jugend ihn getrogen hatten: die Ferne war ihm zur Furcht geworden. Unten traten die Menſchen aus ihren Häuſern, die Hunde bellten, die Kühe gingen ins Gras hinaus. Ein Mann ſchritt durch die Furchen und ſtreute Samen aus ſeiner Schürze. Der warme, ſchaffende Wind bewegte ſich ſtärker und trug das Lied einer Mädchenſtimme herbei. — Zugleich ſah Willem ſich, in einem unvermutet gekommenen Bild, wie er durch ein malaiiſches Dorf ging, wie die Eingeborenen zuſammenliefen, die Kinder mit Steinen nach ihm warfen, die Hunde in einer ganzen Schar hinter ihm herbellten, wie die holländiſchen Soldaten mißtrauiſch ſeinen zerriſſenen Rock muſterten. Er ſah an ſeinem neuen, guten Rock hinunter und wurde von einem behaglichen Stolz erfüllt. Ein Widerwille ſtieg in ihm auf gegen das ſtaubige Ausſehen, das ſonſt ſeine Kleider trugen, eine Feindſeligkeit gegen die Leute, die ſeine Sprache nicht verſtanden, die nicht wußten, daß er der Sohn einer redlichen Frau war, die fleißig und geachtet auf einem eigenen Schiff einherging. Ein Zorn ergriff ihn gegen die Art, wie er bisher ſich Eſſen und Trinken und Gelegenheit zum Schlafen verſchafft hatte, eine

Sehnſucht zugleich, durch geordnete Arbeit ſelber ſein Brot zu ernten, unabhängig von dem Beifall und der Laune der Menſchen; eine Sehnſucht, etwas, ein Stück nur von dieſer Erde, über die er ewig hin und her geſchritten und die ihm doch fremd geblieben war, ſein zu nennen, darauf bleiben zu können, nicht mehr davon fortgehen zu müſſen.

In einer erzwungenen Luſtigkeit, durch die doch der Kummer und der Trotz durchklangen, ſagte er, ohne den Schiffer anzuſehen: „Ja, wenn ich ein Häuschen hätte wie der da unten und ein Stück Acker dazu — dann blieb ich wohl auch daheim.“

Und jetzt — was war mit dem Schiffer?

Leiſe Töne kamen von ihm her — waren es lachende oder ſchluchzende? Er hielt die Augen geſchloſſen; ſein Kopf war nach hinten geſunken, ſo daß der Zweig mit den Knoſpen über ſeine Stirn hing. Ein verklärtes, nie an ihm geſehenes Lächeln, das faſt etwas Überirdiſches hatte, zog ſeinen Mund breit. Es war nur dem Lächeln eines Weibes zu vergleichen, die eben Mutter geworden iſt, nach Schmerzen nun im Glück des Vollbrachten daliegt, in einer ſeligen Erſchöpfung.

Mit einer kraftloſen Bewegung ſtreckte der Schiffer die Arme aus, griff in die Luft, nach den Hän-

den der andern. Das Mädchen nahm die Hände, hielt ſie in den ihren, ſtreichelte ſie, bückte ſich ſchnell darüber, drückte ſeine Stirn darauf, küßte ſie.

Und ſchon öffnete der Schiffer die Augen, löſte den Kopf vom Strauch, ſaß aufrecht da, ſah die andern an, mit Augen, die dieſelbe Verklärung zeigten wie der Mund, und fing an zu ſprechen, leiſe, aber doch in einer Art, als ob er nicht zu ſich ſelber oder zu den wenigen um ihn, ſondern zu den Tauſend vom Dom, zu der ganzen Menſchheit ſpreche.

Ja, nun war das gekommen, was ihm gefehlt hatte — war da, war in ſeinem Kopf, füllte den Kopf aus, ſtrahlend wie die Sonne: ‚Ein Häuschen! Jedem ein Häuschen und ein Stück Acker dazu! Bruder, du biſt mir geſchickt worden. Ein Zauber iſt geſchehen: die Welt, die beſtehende, iſt verſunken — eine neue Welt ſteht da, eine ſelige Erde, ſeht ihr ſie nicht? Jedem auf der Welt ein Häuschen, jedem ein Stück Acker! Fort mit den Städten, fort mit dem Geld! Das Land, der Boden, die Ackererde — das iſt der Friede. Der Mann hinten, der da Samen ſtreut — hört ihr ihn ſingen? Die Armen der Stadt, die auf den Treppen ſitzen und ihren Kummer verſchlafen — ſie ſollen Samen ſtreuen und ſingen. Auch die, die in den rauchenden Fabriken ſtehn, ſtumm und freudlos, und die

endlich, die in funkelnden Häuſern ſitzen und ſich für die Glücklichen der Erde halten und doch nichts ſind als die gepeitſchten, müden Sklaven ihres Reichtums — ſie alle ſollen pflügen, zur Sonne aufſehen, Ruhe und Freude haben. Kein Teilen mit den Armen mehr, nein, noch einmal: völlig weg mit allem Geld! Bedürfnisloſigkeit bei allen — und weil ſich die nur auf dem freien Lande, unter Himmel und Sonne, freudig trägt, nur da möglich iſt, noch einmal: weg mit allem, was mit Stadt zu tun hat!

‚Seht um euch, iſt die Erde denn nicht in der Tat groß genug für alle? Warum ſich auf einen Fleck zuſammendrängen, durch Klugheit des Kopfes mehr erwerben wollen, als die Hände draußen erarbeiten können und als zum Leben notwendig iſt? Wahrhaftig, es ſind Arbeitsſcheue geweſen, die die Städte erfunden haben. O, ich höre wohl den Ton der Sehnſucht, der durch die Menſchheit geht. Hinaus in die unendliche Erde, in die Berge, die Ebene, an das Meer, an die Ströme! Soviel Land iſt frei, und die Bauern, die zuviel haben, die müſſen abgeben. Jedem ein Stück davon, ſoviel nach der Fruchtbarkeit auf ihn kommt. Und nun, unter dem Himmel, unter dem Morgen und Abend, unter dem Sommer und Winter, Pflug, Schaufel und Zügel der

Roſſe in der Hand, die Bruſt breit und ſtark, die Stirn klar, die Augen weitſehend, der Mund voll Fröhlichkeit! Jetzt gibt es keinen Ehrgeiz mehr! Jeder iſt dem andern gleich; jeder Herr, keiner Diener! Und wem etwas fehlt, der mag von ſeinen Früchten hingeben — denn das Land bringt doch überall anderes hervor — und neues dafür eintauſchen. Die Schiffer aber mögen — denn was ſollte aus den Schiffern und den Schiffen werden? — die Tauſchwaren die Ströme hinauf und hinab bringen. Und die Kinder mögen, groß geworden, in die Welt hinausgehen, neue Stücke Bodens urbar machen. Alles Streben aber liegt nur noch in den Herzen: keine Eiſenbahnen, keine Brücken, Maſchinen, Drähte, Erfindungen mehr. Einfach bleiben, wie die Urväter waren, und nur in den Herzen immer reiner werden — das iſt die Straße, auf der die Menſchheit fortſchreiten ſoll. Dann werden keine Kerker, keine Kriege, keine um Raubes willen Ermordeten mehr ſein. Die Erde iſt voll ruhiger Arbeit. Die Ruhe iſt das, was den Menſchen wiederkehren muß. Denn die Ruhe iſt das Glück. Und die Ruhe kommt aus der Erde, der großen Mutter. So ſollen die Menſchen ſich wieder eins fühlen mit dem Boden, den Wolken, dem Gras, der Sonne und den Schatten. Und dann werden ſie ſich wieder eins fühlen

— das iſt doch das Höchſte und der Zweck der Welt — mit den Sternen, mit der Gottheit, mit dem, was irgendwo iſt, irgendwo ſein muß. Dann werden ſie wieder Muße haben, über alles Große und Wunderbare nachzudenken, werden in Liebe und Andacht der kommenden Dinge warten, ſich vorbereiten auf das Verborgene und Seligſte, das dem Menſchengeſchlecht beſtimmt iſt.'

Der Schiffer ſaß da, fand keinen Atem mehr zu neuen Worten bei dem raſch klopfenden Herzſchlag, lehnte an dem Strauch und gab das gerötete, in allen Zügen geöffnete und bebende Geſicht der Sonne hin.

Zugleich hörte er ſonderbare Glocken klingen, hundert und immer mehr. Er hob den Kopf auf, lauſchte nach der Stadt und den Dörfern hin, ſah die Menſchen um ſich an, verwundert, weil ſie gleichmütig blieben. Da merkte er, daß der Schall wieder nicht außer ihm, ſondern in ihm war, erſchrak darüber, machte eine ſchüttelnde Bewegung des Kopfes, um das Unerklärliche von ſich abzuwerfen. Aber der Schall jauchzte weiter, und ſo ſtand der Schiffer auf, fühlte ſich mit einer neuen Kraft begabt, trug den Rücken gerader, den Kopf höher. Ein Leuchten ging von ſeinen Augen aus, das ſich den andern, die ihn anſahen, dem Gras der Erde, den Dörfern,

dem Rauch der Stadt, ja, dem Himmel und der Sonne ſelber mitzuteilen ſchien.

Noch einen Augenblick ſtand er der Stadt zugekehrt, dann ſchritt er ſchnell den Hang zurück.

Willem ſah ihm nach, erſtaunt und ohne Begreifen, wagte nicht, von dem ſtrahlenden Geſicht des Jüngern mit einer Art Ehrfurcht erfüllt, ihn anzufaſſen und zu binden. Dann ſchüttelte er gutmütig und ein wenig ſpöttiſch den Kopf und ſchritt langſam, traurig die andere Seite der Erdwelle hinunter, dahin, wohin er mußte, in die Fremde hinein. Das Mädchen aber brach den Zweig vom Strauch und eilte mit einem kurzen Aufſchrei hinter dem jungen Schiffer her, nahm ihm flink die Mütze vom Kopf, ſteckte den blühenden Zweig daran, ging dann mit einem Mal ruhig neben dem andern her, die Augen geſenkt, ohne auch nur mehr mit der Schulter die Berührung ſeines Armes zu ſuchen.

„Du haſt mir das Glück gebracht," ſagte ſie leiſe und ſeine weltferne Art zu ſprechen annehmend, „es iſt, als wenn ich mein ganzes Leben auf dich gewartet hätte. Jage mich nicht von dir; erlaube, daß ich neben dir gehe. Denn ich muß dir ſagen, daß ich eine von den Verachteten bin. Wer mich wollte, dem gab ich mich. Aber nur den Körper, nicht das, was in mir war. Das hob ich auf,

bis der eine kam. Und nun iſt er gekommen.“ Sie ſah zu dem Schiffer auf mit einem Lachen, das noch etwas vom Lachen der Dirne an ſich hatte, während ſich auf dem Geſicht darüber eine fremde, herbe Schönheit zeigte.

Er ſah zu ihr hinunter, die, ſchmal und biegſam, nichts von der geraden Sicherheit des Lebens hatte wie jenes andere, blonde Mädchen auf dem Schiff. „Wie heißt du?“ fragte er. „Anna,“ erwiderte ſie. „Ja,“ ſagte er, „ich weiß es wohl, du haſt auch dein Glück geſucht wie alle. Der Alltag der Stadt lag auf dir, du hatteſt Sehnſucht nach der Freude und der Freiheit — ſo kamſt du auf einen falſchen Weg. Aber komm nur zu mir. Ich führe dich recht. Ich bringe allen Frieden und Seligkeit — auch dir.“

Mitten in den Weg ſtellte ſich der Knecht, der unten am Hang gewartet hatte. Unberührt von dem allen, zeigte er dem Schiffer ſein ehrliches, zorniges Geſicht, ſtellte die Beine auseinander, machte die Bruſt breit, indem er die Arme hob, und bildete ſo ein Bollwerk zwiſchen dem Herrn und der Stadt. „Nicht nach der Stadt zurück,“ ſagte er, die Worte zwiſchen den Zähnen hervorſtoßend, „da geht der Weg, übers Feld, dem Strom zu.“

„Jedem ein Häuschen und einen Acker dazu!“

ſagte der Schiffer mit heller Stimme — da war der erſte, dem er ſeine Botſchaft zurufen konnte. Eine Macht, die nicht mehr aufzuhalten war, ſchritt er weiter der Stadt zu.

Er taſtete nach dem Buch in ſeiner Taſche. Er fühlte: ja, Jeſus hat ihn auserwählt. Die zwölf, die er zu ſeinen Jüngern gemacht und in die Welt geſandt — ſie ſind zu ſchwach geweſen, ſie haben die Welt nicht zu ändern vermocht. Nun hat ihn Jeſus zum dreizehnten Jünger gemacht, ſendet ihn zu den Menſchen. Er hat ihm mehr Kraft als den andern gegeben, denn er gab ihm die Worte, die endlich die Erlöſung bringen mußten: Jedem ein Häuschen und einen Acker!

Die erſten Leute, die ihm begegneten, ſahen nach dem Zweig an ſeiner Mütze, ſahen nach dem Mädchen, das ſein geputztes Kleid neben dem ärmlichen Rock des Mannes einhertrug, ſahen nach dem Manne ſelber, der mit ſo ſeltſam fremdem Schritt daherkam.

Schnell und voll Unruhe nach dem Kampf verlangend, ging der Schiffer in die Stadt hinein. Ging in die Torheit hinein.

IX.

Ein Mütterchen nahm, in einer fremden Haſt, einen Korb und tat allerlei Dinge hinein: eine bemalte Taſſe, ein Bild, ein Gebetbuch. Dann hing ſie ein gelbes Tuch um — ein Tuch ſo altmodiſch, daß es in der ganzen Stadt kein ähnliches mehr gab —, nahm einen Stock in die Hand und ging.

Die junge Nachbarin fragte: „Wohin, Großmutter?“

Das Geſicht des Mütterchens nahm einen lachenden, erregten Schein an: „Wohin? Ein Mann iſt gekommen — der gibt jedem ein Häuschen und ein Stück Land dazu.“

„Habt Ihr den Mann geſehen?“

„Nä — aber die Leute erzählen von ihm.“

„Glaubt ſo dummes Zeug nicht. Bleibt zu Haus.“

„Nä — ich will ein Stück Land haben — was ſoll ich länger in der Stadt? Als ich jung war, da hatte jedes Häuschen einen Garten hinter

ſich, da wuchs Gras und ſtanden Bäume überall. Und vom Fenſter ſah man ins Feld hinaus. Heut ſieht man nichts als Stein und Stein. Nein, ich will ſterben, wo ich jung geweſen bin. Ich will wieder Gras und Bäume ſehen.“

„Was? Seid Ihr nicht bald neunzig?“

Das Mütterchen humpelte eine Stufe hinunter. „No ja — was macht das? Ich bin nur in der Stadt alt. Da draußen ſoll ich wohl wieder jung werden.“

Das Mütterchen ging. —

In einer Wirtsſtube griffen eine Anzahl Männer mit den Fäuſten nach einem Mann, der ihnen gegenüber am Tiſch ſaß. Der Mann weinte.

„Warum weinſt du?“ fragte ein Alter gut und mitleidig.

„Da, ſauf!“ ſagte ein Junger und ſchob dem Weinenden ſein Glas hin.

Ein dritter mit finſtern Augen ſchlug die Fauſt auf den Tiſch. „Halt's Maul,“ ſchrie er den Weinenden an und warf den andern die Karten wieder zu, die ſie weggelegt hatten — das Spiel war ihm günſtig.

Aber der Alte, Weißbärtige ſetzte ſich neben ihn, legte ihm den Arm um die Schulter und fragte zärtlich wie eine Mutter: „Sag doch — warum weinſt du?“

Da endlich hob der Mann den Kopf, ſah mit überträuten Augen den Alten an. Es war ein Mann mit kräftigem, bäueriſchem Geſicht. „Ich will weg von der Stadt — ich will wieder aufs Land hinaus.“

„No ja — no ja,“ ſagte der Weißbart und ſtreichelte ihn, ſah dabei die andern an und lächelte ein wenig über die Torheit dieſes Wunſches.

„Aufs Land?“ rief der Finſtere, „da ſperren ſie dich ins Arbeitshaus, Lieber.“

„Arbeiten, ich will arbeiten,“ rief der andere ſchnell, als habe er an dem Wort den geſuchten Halt gefunden. „Ich will den Pflug führen, ich will die Sichel ſchleifen, ich will die Ochſen einſpannen. Arbeiten, ich muß arbeiten!“

„Was?“ lachte der Junge laut, „willſt du ein Bauer werden?“

„No ja,“ ſagte der Alte, „er war doch ein Bauer, er iſt ja vom Land hereingekommen.“

„Ich will weg von der Stadt,“ rief der erſte, ſah nicht mehr nur den Alten, ſah alle an, hob die Fäuſte. „Eure Stadt hat mich ins Unglück gebracht. Ich habe mein Häuschen im Dorf verkauft, bin hierher gekommen und bin zu nichts gekommen, habe Geld und Geſchäft verloren. Da gab ich mich dem Bier und dem Schnaps, mochte

Frau und Kinder nicht mehr anſehen, weil ſie ſo traurige Augen hatten — no ja, da hab ich geſoffen wie ihr. Aber ihr, ihr ſeid Lumpen, Tagediebe, ihr wollt nicht arbeiten. Aber ich, ich will!“ Und plötzlich leiſe fügte er hinzu: „Da iſt ein Mann gekommen. Der gibt jedem, der will, ein Häuschen und ein Stück Acker dazu.“

„Was?“ fragte der Finſtere ſpöttiſch, „wo iſt der Mann?“

Der Bauer, noch leiſer: „Draußen, an jeder Straßenecke macht er Halt, und die Menſchen ſtehn um ihn. Ein großer, blonder Mann. Und er hat eine Stimme wie Glockenklang. Und ſieht ſie alle an mit ſeinen blauen Augen — und ſah mich an, mit den blauen Augen —“

Der Weißbart ſchlug ſich auf die Kniee wie bei einem Hauptſpaß, lachte, noch ehe die Spitze des Spaßes erzählt war. „Und was ſagt er?“

Der Bauer ſah den Jungen an, als ob der gefragt hätte. „Jedem gibt er ein Häuschen und ein Feld dazu — es gibt keine Städte mehr, nicht Arm und Reich mehr. Die ganze Erde wird verteilt unter die Menſchen, und nur noch ein Frieden iſt überall —“

Niemand lachte. Alle ſchwiegen, ohne Verſtändnis, und doch von einer Art Zauberkraft

angerührt, die von den einfachen Worten ausging.

Dann fragte der Finſtere mit verſtelltem Ernſt: „Und glauben das alle?“

Der Weißbart hatte nun das gepackt, worauf es bei dieſem Spaß ankam. Er wiederholte mit einem dünnen, kurzatmigen Kreiſchen: „Und glaubſt du das?“

Der Bauer bückte ſich und band ſeinen Schuh. Dann ſagte er, während ſeine Stimme vor Ergriffenheit zitterte: „Ihr — ich weiß es wohl — ihr glaubt dem Mann nicht. Euch iſt das zum Lachen. Ihr habt den Mann nicht geſehen. Aber ich — er ſah von allen mich an. Und warum, wenn alle wollen, ſoll nicht Freude in die Welt kommen für immer? Ich gehe. Ich gehe zu dem Mann. Ich gehe aufs Land hinaus, unter den Himmel. Ich will wieder eine Heimat haben. Ich will wieder arbeiten, arbeiten.“

Er ging. Der Alte trank ſchnell das ſtehengebliebene Glas aus.

Der Junge fing mit trunkener Stimme zu ſingen an.

Der dritte aber verlor langſam den finſtern Ausdruck ſeines Geſichts, heftete ſeine Augen an das Weiß der Hofmauer draußen, das durch die

ſteigende Sonne allmählich einen goldenen Schimmer annahm.

Er tat die Augen nicht weg von dem Schimmer. —

In einem andern Stadtteil knüpfte ein Mädchen ein blaues Band um ſein fingerlanges Zöpfchen. Darin beſtand ſein Sonntagsſtaat, während das Kleid darunter dünn vor Alter, farblos und mit Flicken beſetzt war.

Es hob eine gelbe Katze auf, verſteckte ſie unter der Schürze, ſchritt über den Hof, heimlich, dicht an den Wänden vorbei, lief dann ſchnell auf die Straße hinaus.

„Wo geht ſie hin?“ ſchrieen die andern Kinder des Hofes einander zu, ohne ihre Frage an das Mädchen ſelber zu richten.

Das Mädchen machte ein trotziges Geſicht und ſchritt ſtumm durch den Haufen hindurch.

Steine flogen hinter ihr her, trafen ſie an Füßen und Rücken. Ein Rotkopf ſchoß ihr nach, ſchlug ſie mit der Fauſt. Das Mädchen war verachtet, weil es vaterlos und ſeine Mutter leichtfertig und eine Diebin war, die zur Zeit in Haft ſaß. So nahm ſie Reden und Schläge auf ſich, ohne ſich zu wehren, ohne aber auch den trotzigen Ausdruck des Geſichts zu verlieren. Das reizte die Kinder noch mehr.

Es ſchien ihnen nur darauf anzukommen, das Mädchen wenigſtens zu einem einzigen Wort zu veranlaſſen. Aber der Mund blieb geſchloſſen wie immer. Schon längſt wußte niemand mehr, wie die Stimme des Mädchens klang, ob ſie hell oder tief, kräftig oder dünn war.

Und doch konnte die Stimme klingen, und doch konnte der Mund ſich ſo ſchnell öffnen und ſchließen und wieder öffnen wie kein Mund im ganzen Viertel. Das war dann, wenn das Mädchen in einem Winkel des Kellers bei ihrer Katze ſaß.

Der Katze, einem halbverhungerten Tier, dem die Stirnhaut in Falten über die Augen hing, öffnete ſie auch jetzt ihre kleine, ſonderbar geartete Seele. „Weißt du?“ fragte ſie mit einer ſchwärmeriſchen, unerwartet ſilberhellen Stimme, „weißt du, warum ich dich hole? Hör, ich hab einen Mann geſehen, einen großen Mann mit blauen Augen. Den ganzen Tag bin ich hinter ihm her gelaufen. Und einmal hat er mich bei der Hand genommen — du, hör, bei der Hand gefaßt hat er mich. Und dann hat er ſich zu mir heruntergebückt und geſagt: ‚du biſt auch nicht glücklich in der Stadt, du mußt auch mit aufs Land, in den Sonnenſchein und ins Gras. Da ſollſt du das Lachen lernen.‘ So hat er geſagt — hörſt du? So weich und gut hat er

das geſagt. Sieh — und jetzt geh ich zu dem Mann und nehme dich mit. Wir gehn mit ihm, er bringt uns dahin, wo es ſchön iſt. Du, da iſt es ſo ſchön! Komm flink, daß wir den Mann finden.“ —

Inmitten eines Menſchenhaufens, mit ſeinem blonden Kopf darüber hinausragend, ſtand der Schiffer, in der unbeirrten Ruhe des Verblendeten, der außer ſeinem Ziel nichts mehr ſieht, mit leuchtendem Geſicht und erzählender, weithin klingender Stimme. Zum hundertſten Mal ſprach er dieſelben Worte. Von Zeit zu Zeit ſchritt er weiter, zog einen Teil der Menſchen mit ſich, blieb an irgend einer Stelle wieder ſtehen, ſammelte einen neuen Haufen um ſich.

Schon ließ ſich der Spott ſeltener vernehmen. Man konnte nicht anders, als auf dieſe einfachen, kindlich-törichten, aber ſicheren, klingenden und gleichſam ſtrahlenden Worte hinhören. Sie benahmen die Sinne, machten Herz und Schläfen klopfen, zogen zu ſich hin, in ſich hinein, brachten ein unbekanntes, weites, ſingendes, ſeliges Gefühl in jede Bruſt. Man mußte in dieſe Augen, dieſe furchtloſen, heitern, blauen hineinſehen, man mußte näher und näher zu dem Mann hindrängen, empfand ein Bedürfnis, ihm alles heimliche Leid zu offenbaren. So quoll in manchem, der da ſtand und der ſich zufrieden geglaubt hatte, plötzlich — oft nur durch den ſinn-

lichen Klang der Worte allein — ein Schmerz auf, der seit Jahren begraben war, trieb ihm die Tränen in die Augen, trieb ihn, vor diesen Mann wie vor einen Priester hinzutreten, ließ eine Sehnsucht in ihm erstehen, die breite Hand des Mannes, die voll Sicherheit über alle Köpfe, über Straßen und Häuser weg in das Glücksland zeigte, auf sich zu fühlen und dadurch leicht und selig zu werden.

Das alles war seltsam. Aber an diesem seltsamen Frühlingstag, wo unversehens der Himmel blau, die Luft warm, die Sonne prangend und die Herzen alle offen und zu jedem Guten bereit geworden waren — da war auch das Verwunderliche natürlich. Wo die Sonne alles mit einem verklärenden Licht umgab, die Schilder der Läden, die Giebel und Dächer und sogar den Schmutz der Straße — da schien auch dies alles nichts anderes, als eine von der Sonne verklärte Wirklichkeit.

Noch ging niemand mit, der glaubte. Da waren die Umstände des Lebens, die dem einen diesen eiligen Weg, dem andern diese unaufschiebbare Pflicht vorzeichneten. Da war die Scham, vor allen Leuten, auf offener Straße, das Innerste zu zeigen; die Furcht, morgen, wenn die Sonne und der Vogelsang und die betörende Stimme des Mannes da weg waren, sich verspottet zu sehen. Und ob-

wohl viele etwas Großes, Freimachendes in ſich wachſen fühlten, drückten ſie es mit dieſem Kleinen hinunter — gingen mit geſenkten Augen weg aus dem Kreis.

Endlich aber ging einer entſchloſſenen Schrittes und Geſichtes neben dem Schiffer her, und ſofort waren ihrer viele: Arme, die nichts in der Stadt zurückzulaſſen hatten, die keinen Platz in der Welt beſaßen, wo ſie ſich wohl fühlten; junge Frauen, die abgezehrten Geſichter mit einem ungewohnten Schimmer überzogen; Mütterchen und Väterchen — alle gebückt, weißhaarig, mit Körben am Arm, alle die Worte des Mannes mit zahnloſen Kiefern nachkauend, alle mit feuchten, ergriffenen, geweiteten und aus ihrer Tiefe herausleuchtenden Augen. Jetzt erſt zeigte ſich, was die abſeits gelegenen Gaſſen, die verſteckten Höfe alles an Elend bargen. Geſtalten waren zu ſehen, wie ſie kein Traum erſinnen konnte. Hin und wieder ſchienen es keine lebendigen Menſchen mehr, Bewohner dieſer Stadt, zu ſein — ſondern Tote, die mit Fetzen behangen aus ihren Gräbern kamen, um jetzt noch ihren Anteil an der allgemeinen Glückſeligkeit zu fordern. Und überall dieſe fieberhaft glänzenden Augen, die ſchon ihr weißes Häuschen und ihren braunen Acker zu erſehen ſchienen.

Das Häuflein wurde zum Haufen, füllte ſchon die Straße aus, zwang die Wagen ſtehen zu bleiben. Jeder Luftzug blies neue Menſchen her und blies wieder die Worte des Mannes in alle Teile der Stadt: „Aufs Land hinaus! Den Boden der Erde teilen unter alle, jedem ſein Häuschen, Acker und Gärtchen! Keine Armut mehr, keine Herren mehr! Nur noch Singen und Seligkeit überall!“

In jede Straße hinein und aus jeder Straße heraus fuhr bald der warme, ſchwere, leidenſchaftliche, mit ſüßer Gewalt den Atem nehmende Frühlingswind. Und wo Fenſter ſchlugen, Dachziegel fielen — da ſchlugen und fielen auch zugleich die Worte. In den fernſten Winkeln gingen Türen auf, über die fernſten Plätze liefen Schritte. Die ganze Stadt geriet in Bewegung. Lange Straßen waren ſchwarz von den Scharen gutgekleideter, wohlhabender Menſchen, die neugierig, ſuchend, ſchnell dem Innern der Stadt zuwanderten. Wohl erklangen die gewohnten Scherze und die lachenden Stimmen von ſonſt — und lärmender ſogar als ſonſt; denn man gedachte einen beſondern Scherz, eine Vorfreude der Faſtnacht zu erleben. Aber doch war noch etwas anderes da, gegen das ſich jeder wehrte und das doch mehr und mehr allen, auch den Begüterten, die Augen mit einer geheimen Kraft umſchleierte. Es

war, als ob die Worte: ‚Aufs Land, in die Sonne, jedem ſein Häuschen!‘ noch etwas anderes enthielten als dieſe nackten, einfachen Dinge, die ſie bezeichneten: es ſchien in der Tat in jedem der Menſchen da, der ſatten und beſitzenden, etwas zu ſchlummern, jedem unbewußt, ein Verlangen, die Welt und ſich in dieſer Welt anders zu ſehen, eine Sehnſucht nach dem Freien draußen, dem Frieden, dem Einsſein mit der Erde. Nun ſtand mit dieſen Worten, die aus ſich ſelber Nahrung nehmend ins Rieſenhafte wuchſen, zu ſingen und zu jauchzen anfingen, mit dieſen Windſtößen, die den Geruch der Äcker von draußen in die Straßen trugen, das Land ſelber auf und rief — das vergeſſene, von den Menſchen verlaſſene Land. Es nahm die Stimme des einen, zwerghaften Mannes auf und warf ſie mit den machtvollen Lauten des Sturmes in die Menſchen hinein.

Aber endlich hoben ſich die Sorgloſigkeit und das Lachen über Schiffer und Sturm hinaus. Man achtete auf beide nicht mehr, benutzte nach Rheinländerart die Anſammlung der Vielen, um ſich eine ausgelaſſene Stunde zu bereiten, rief witzige Worte hin und her, ſteigerte mit Willen das Gedränge, um dann die Mädchen und Frauen um den Leib zu faſſen und zu küſſen.

Es ward dunkel, die Lichter wurden angezündet. In fremdartige Kleider Gesteckte, die zu den Bällen eilten, tauchten auf. Fastnacht schien da zu sein.

Nur die Armen — in dichten Massen wanderten sie herbei. Sie waren alle, in einer wunderlichen Leichtgläubigkeit, schon zum Abschied von der Stadt gerüstet, trugen das Wenige, das sie besaßen, in Körben und Säcken mit sich, waren alle von dem gleichen Fieber erfaßt, das ihre Augen glühen, ihre Hände ruhelos hin und her gehen, ihre Füße schnell und rastlos sich weitersetzen ließ.

Ruhig in dieser allgemeinen Bewegung stand nur der eine. Die gelben Locken, die unter der blauen Schiffermütze heraushingen, flatterten im Wind. Unablässig öffnete und schloß sich sein Mund, unablässig zeigte seine Hand über die Straßen weg zum offenen Land hinaus. Er war angefüllt mit Glück. Mit einer Kraft, die er immer wieder in sich hinaufzwang, entfernte er einen Nebel, der sich vor seine Augen breiten und ihn alles traumhaft, ins Ungeheure vergrößert sehen lassen wollte. Er nötigte seine Füße ohne Schwanken zu stehen, mit Sicherheit den Körper durch die laute, schiebende Masse zu tragen. Er zwang die Augen, prüfend und unterscheidend umherzugehen, und den Kopf, klar und ruhig zu denken.

So erkannte er doch ſcharf, daß er noch nicht glücklich ſein durfte, daß ſein Werk erſt halb im Gelingen war. Wo blieben die Reichen? Die, denen dieſe Stadt gehörte, die hier geboten, auf die vor allem es ankam, wenn die Welt eine neue Ordnung erhalten ſollte? Wohl ſah er ſolche, in guten, gebürſteten Kleidern und mit runden Geſichtern, die zu ihm hindrängten, mit gebannten Augen in die ſeinen ſahen. Aber ſie wurden ſchwach, gingen wieder von ihm weg. Wer nur ein wenig auf der Welt ſein nannte, ein Amt, das ihm Frau und Kinder gerade ſatt machte, ein Lädchen, einen Arbeitsplatz, der wandte ſich um in der Furcht, auch noch das wenige zu verlieren, verdeckte ſeine Furcht unter einem Lachen.

Der Schiffer erhob ſeine Stimme lauter: „Ihr braucht ja nur zu wollen, ihr braucht ja nur euch alle zuſammenzutun, denſelben Willen zu haben — dann iſt es geſchehen, und es ſind nur noch ein paar Tage nötig, um die neue Ordnung überall auf Erden herbeizuführen. Der Frühling iſt da — es iſt Eile nötig, denn mit dem Frühling iſt die Zeit da, das Land zu beſtellen, die Gärten umzugraben, die Wieſen zu wäſſern. Der Frühling iſt da — die Zeit der Wunder! Ihr ſollt frei ſein von aller Furcht des Lebens — ſollt ſelig ſein, ſelig!“

Aber immer wieder ſammelten ſich nur die Armen um ihn, die erregt von ihm Erfüllung ſeiner Worte heiſchten, ſchon am morgigen Tage, noch in der Nacht, die jetzt, zur ſelben Stunde noch hinausgeführt ſein wollten.

Er trat vor die Häuſer der Reichen, deren Fenſter erleuchtet waren und in feſtliche Säle ſehen ließen. Er ging vor die Gaſthöfe, die voll Prunk wie Paläſte waren und wo Unzählige an reichgedeckten Tiſchen ſaßen — ging vor die Theater, vor die Säle der Geſänge und Tänze, vor denen wie immer Wagen auf Wagen anfuhren, ſo daß bald nicht mehr das Leben, das kommen ſollte, draußen auf den Äckern, ſondern das Leben hier in den Straßen ein Märchen zu ſein ſchien. Immer wieder rief er: „Auch euch Befreiung, Geſundheit, Seligkeit!“

Plötzlich drängte ſich ein Etwas durch die Maſſe — nicht die Scharen der Reichen, die kamen, um dem Schiffer zu folgen, ſondern etwas Hartes, Rohes, durch einen andern Willen Getriebenes: Männer, die in bunten Röcken ſteckten, Helme und Waffen trugen und im Grunde dasſelbe Ziel hatten wie der Schiffer — nämlich die Ordnung der Stadt.

Die Poliziſten zerteilten das Volk, ſchoben es vor ſich her, ruhig, ſpielend, wie im Scherz.

Der Schiffer wurde einen Augenblick verwirrt

vor dieſen fremden Männern, deren es auf ſeinen Schiffen keine gab, kam ſich faſt wie ein Unredlicher vor.

Auf jeder Seitenſtraße griffen Fäuſte heraus, ließen niemand hinein, zeichneten ſo dem Haufen ſeinen Weg vor, ſchoben ihn von Straße zu Straße, bis er ſich endlich im freien Feld, unter dem weiten Himmel befand, durcheinander trippelte, den Schiffer ſuchte, ihn umdrängte, ratlos, angſtvoll.

Ein Sturmſtoß zog daher mit einem rieſenhaften Hallen, ließ alle Jacken und Röcke nach einer Richtung ſich wenden, brachte ein blitzſchnelles Entgegenſtemmen aller Rücken und Ausbreiten aller Arme mit ſich.

Sogleich waren auch die Sterne verſchwunden. Der erſte Frühlingstag ſchimmerte wie etwas Fernes, Geträumtes nur noch in der Erinnerung.

X.

Der Schiffer ging weiter, in das Dunkel hinein, mit einem verſonnenen Lächeln auf dem Geſicht. Seine Kraft zu denken, zu urteilen, begann zu ſchwinden. Seine Bruſt hob ſich wieder von dem Stolz geſchwellt: das iſt nun das, worauf ich all die Jahre der Einſamkeit gewartet. Da ſind die Menſchen, zu denen zu ſprechen es mich zog. Mein Mund hat die Worte gefunden, die Menſchen ſind mein, heute hundert, morgen tauſend, übermorgen die ganze Welt. Er ſah ſein Bild, wie von greller Sonne beleuchtet: er hoch, als ein Kaiſer — das endloſe Volk tief unter ihm, klein, erniedrigt.

Er ſchüttelte den Kopf, um dieſes Stolze abzuwerfen: nein, ich bin nicht mehr als dieſe alle, ein einfacher Menſch, der nur, weil er die Welt von ſeinem Schiff aus anſah, klarer ſieht als die andern, die ſelber in der allgemeinen Verwirrung ſtecken; nein, ich muß im Gegenteil demütig ſein und ſogar voll Scham — denn die Reichen, ohne

die ich die Welt nicht ändern kann, folgen mir nicht, und wo ſoll ich neue, ſtärkere Worte hernehmen?

Da ſchreckte ihn ein fremder Ton auf, der erſt dem Sturm anzugehören ſchien, dann aber ſich von dieſem ſonderte und erkennen ließ, daß er von Menſchenlippen hervorgebracht war. Es war ein dumpfes Murren, das ſchwerfällig aus der Menge herausbrach und gegen den Schiffer anrauſchte. Der Schiffer wandte ſich um und ſah, daß die Maſſe hinter ihm zurückgeblieben war.

„Wohin? Wohin?“ hörte er es rufen.

Er trat mit ein paar ſchnellen Schritten zurück und ſah eine Angſt in allen Geſichtern. Die Erregung, in die die dumpfe Gärung, die lange Jahre in all dieſen ſcheuen und vom Leben bedrückten und zerriſſenen Seelen gebrütet hatte, einmal gebracht war, machte dieſe Seelen zugleich empfänglicher für jeden Wechſel der Stimmung. Da hatten ſie alle nur noch von der großen Liebe der Menſchen zu den Menſchen reden hören, die Liebe ſchien ſchon da zu ſein, und nun waren ſie unvermutet wieder gegen das alte Feindliche geſtoßen, waren verachtet, vertrieben, der mitleidloſen Nacht anheimgegeben wie immer. Sie ſahen kein Ziel mehr.

„Wohin? Wohin?“ rief es drängender.

„Wenn die Stadt nicht will — nun alſo, weiter!“ rief der Schiffer.

Aber die Menge ſtand, das Murren nahm einen helleren Laut an.

„Voran!“ rief jener, „aufs Land, über den Rhein, wo die Fabriken ſtehn — daraus machen wir Ackerland!“

Das Murren ſchwieg, aber aus dem Schweigen drohte Unheil. Einige wandten ſich ſchon und gingen zur Stadt zurück.

Da gab die freundliche Macht, die immer ſich zeigte, wenn er in Not war, dem Schiffer ein neues Wort in den Mund. Er dachte an das Bild, in dem er ſich als einen Kaiſer über den Menſchen geſehen hatte. Ohne Beſinnen und triumphierend rief er: „Voran — zum Kaiſer!“ Er hob den Arm hoch in die Luft, drehte ſich gleich in die Richtung nach dem Strom hin: „Voran, der Kaiſer hilft uns! Der ſtellt ſich uns an die Spitze! Wenn der Kaiſer will, wollen alle! Zum Kaiſer!“ Er ſetzte ſeine Füße vorwärts, begann ohne weiteres auszuſchreiten.

Eine Stille herrſchte. Kein Wort irgendwo, kein Atemzug, kein Rockraſcheln. Aber dann, mit einem Mal, tauſend trappelnde Schritte, voller Haſt, ihn, den Führer, wieder zu erreichen, ein Durcheinanderlaufen wie bei Soldaten, die ſich ordnen, ein

ſcharrendes, rollendes, immer heller und lauter klingendes Rufen und endlich ein einziger, machtvoller Schrei: „Zum Kaiſer!“, ein einziger, unwiderſtehlicher Zug zum Strom hin. Es war nicht mehr als dieſes eine Wort nötig, und dieſes eine Wort war ſtärker als alles Darlegen und Beweiſen, um die wie ein Tier blinde und unvernünftige Maſſe zu lenken. Kaum ein Verwundern, ein Zweifeln. Das ſchien etwas Erwartetes zu ſein, das jeder unbewußt längſt in ſich getragen, was zu ſeiner beſtimmten Stunde kommen mußte. Die geheime Kraft, das notwendige Wort zu finden, gab dem Schiffer ſeine Menſchen wieder. Das letzte Widerſtrebende, Spottende zog das Wort mit ſich: „Zum Kaiſer! der Kaiſer hilft!“ Der Mächtige, Gute öffnet uns ſein Herz, ſtreckt ſeine Arme für uns aus, macht die Welt glücklich! Die Macht des Kaiſers ſchien etwas Strahlendes zu ſein, das alle Sehnſucht zu ſich hinzog. Das alles erſchien trotz ſeiner Sonderbarkeit ſo natürlich, als ob alle dieſe Krüppel und Elenden ſeit Jahren keinen andern Wunſch in ſich getragen hätten, als den, zum Kaiſer, zum großen Helfenden, hinzugehen. Unaufhaltſam ſchritt der Schiffer weiter, hielt nach ſeiner alten Art den Kopf in die Dunkelheit vorgeſtreckt, nahm ſeinen Weg quer über die Äcker.

Nach beiden Seiten hinter ihm breiteten ſich die Scharen aus, ſo daß, wie bei einem Zug von Wandervögeln, ein Dreieck entſtand. An ſeine Hand hing ſich ein Knabe, den die Sehnſucht nach irgend einem kindlichen Glück hertreiben mochte. Er ging mit ſeinen kleinen Schritten neben den großen des Schiffers her, ſah zu ihm auf, wie im Spiel vertrauend, lachend und wie ein Vogel zwitſchernd. Sein Lachen klang über das Rauſchen der Schritte dahinter weg, ſchien aus dem ganzen Abend nur noch ein Spiel zu machen und eine ausgelaſſene Heiterkeit über alles zu breiten.

Vorne, vor dem ganzen Zug her, ging der Hund des Schiffers. Der Knabe hatte ihn an einen Strick gebunden. Mit heraushängender Zunge und keuchendem Atem, die Naſe an der Erde, die Augen in die Nacht hinein glühend, zog das Tier den Knaben mit ſich, als kenne es Zweck und Ziel des Zuges, ſchleppe die ganze Menſchenmaſſe, die ganze Menſchheit hinter ſich dem Glück entgegen.

Zugleich erhob ſich der Sturm ſtärker, ſchoß rufend, jauchzend heran, hob alle Schuhe von der Erde, machte das Gehen leicht, rief und jauchzte immerzu, wanderte mit als Freund, der von der unbekannten, guten Macht geſchickt war.

So zog der Zug bald mit einer Gewalt dahin,

daß nicht mehr er den Karren auf der Straße, ſondern daß die Karren ihm ausweichen mußten. Sie fuhren ſeitwärts in die Wieſen, bis er vorüber war.

Er ging über die hölzerne Strombrücke. Die Wächter ſtanden ratlos und ohne Geld zu verlangen da. Das Rauſchen der Wellen an dem Holz ging unter in dem Tritt all der Schuhe, nur der flirrende Widerſchein der Laternen ließ das Rinnen des Waſſers erkennen. Hinten, dem Bogen des Ufers folgend, leuchteten die Lichter der zurückgelaſſenen Stadt. Dort war der Himmel hell vom Abglanz der Erde und zeigte den jagenden Zug der Wolken.

Dann führte der Weg vom Strom ab. Er, der große, auch wandernde, ein Bruder, lief ſeine eigene Straße weiter; der Zug, ſelber ſtark, ſelber wie der Strom von einer verborgenen Macht fortgedrängt, ging die ſeine, in das dunkle, lautloſe Land hinein.

Aber wenn auch der Strom zurückblieb — ein andrer Freund wanderte mit: in immer gewaltigeren Stößen ſchoß der Sturm daher, ſchob den Zug der Menſchen ebenſo wie das Heer der Wolken vor ſich hin. Während er mit ſeiner donnerhaften Stimme ſang, bog er die Bäume der Landſtraße,

trieb das dürre Laub über die Äcker, nahm die Wolken, die müde ſtehen bleiben wollten, in ſeiner ſtarken Freude mit ſich, verſchüttete die einzelnen Tränen, die ſie in ihrer Not zu weinen begannen, lachend über das Land, erfüllte die ganze, weite Nacht mit ſeinem jungen, brauſenden, ſiegenden Jubel. Mit einem warmen Atem blies er alles an, ließ in den Herzen der Menſchen eine wohlige Ahnung entſtehen, trieb den Saft in den Stämmen der Bäume hoch, daß ſie knarrten, trug ſtarkduftenden Samen in die Erde, die ihm ihren Schoß in leidenſchaftlicher Hingabe weit öffnete. Menſchen, Wolken, Blätter und der Sand der Straße — alles zog endlich, in einer einzigen gehäuften Schar, wie von derſelben Sehnſucht ergriffen, wie dem gleichen Ziel zu: zunächſt dem Kaiſer, dem Helfer, und dahinter der Seligkeit der Welt ſelber.

Eine ſtille Sicherheit kam in alle. Man beſprach die Weite, die Art des Weges. Man richtete Schritt und Körperhaltung darauf ein, daß man viele Tage zu gehen hatte: nur nicht haſten, immer mit der gleichen Ruhe weitergehen. Der rheiniſche Frohſinn erhob ſich ſogar: Scherzworte fielen und ſprangen luſtig von einem Ende des Zuges zum andern. Am heiterſten waren die Väterchen und Mütterchen, die alle die ganzen Jahre des Leids

vergeſſen zu haben und die unbekümmerten Tage der Kindheit noch einmal beginnen zu wollen ſchienen. Selbſt, als der Sturm die erſten Regengüſſe wie aus plötzlich umgeſtülpten Eimern herunterſchüttete — gab das nur den Anlaß zu neuer Luſt. Man ging zu zweien und dreien unter einem Tuch, rief dem Sturm fröhliche Worte zu hielt die Köpfe in heiterem Trotz aufrecht.

Ohne Ende war die Nacht.

Aber nicht träger wurde der Schritt; Schuh trat vielmehr immer unabläſſiger und haſtiger an Schuh. Eine Erregung wuchs und wuchs, die ſich nicht in lebhafteren Worten, ſondern in einem immer zunehmenden Schweigen kundgab. Die Köpfe blieben aufgerichtet, aber die Augen ſahen nicht mehr ſorglos und frei umher, ſondern waren ſtarr geworden, ſpähten, vom Fieber mehr und mehr geweitet, in die Nacht voraus.

In einem empfindungsloſen Gleichmaß ſtrömte der Regen nieder. Von jeder Mütze, von jedem Kinderzopf, aus jedem Tuchzipfel rannen Bäche.

Aber der Mut blieb ungeſchwächt, fand ſogar in dieſem Widerſtreben des Elements neue Kraft. Alle Schritte hefteten ſich an den Schritt des Schiffers. Sein Kopf war — da trotz des Regens der verborgene Mond die Nacht zu erhellen be-

gann — vorne über allen andern Köpfen zu erkennen. Zu ihm hin gingen wieder und wieder die Blicke. Machte der Schiffer ein paar Schritte seitwärts, um nach einem fernen Licht auszuschauen, — sogleich zog diese Bewegung ein Auffahren, ein ungestümes Seitwärtsschreiten aller nach sich.

Ein fieberhafter Drang war in den Zug gekommen, die ihm das Blindfortreißende einer Naturkraft selber gab. Bisweilen war der Aufschrei einer Frau zu hören, die auf dem nassen Lehm der Erde zu Fall gekommen war und über die die Nachfolgenden schonungslos wegtraten. Oder eine Kinderstimme wimmerte, und keine andre Stimme, die beruhigte, erklang. Einmal wurden die flehenden Rufe eines Väterchens laut, das nicht mehr mitkam und, dem Sturm und dem Regen preisgegeben, an einem Baumstamm hinsank. Und endlich drang das entsetzliche Lachen einer Mutter über den ganzen Zug hin. Ihr war das Kind in den Armen gestorben; sie aber, in verwirrtem Verstand, wollte nicht daran glauben und erzählte ihm lachend von den kommenden Herrlichkeiten, von dem Häuschen, dem Gras und der Ziege.

Nur einmal kam in den Zug ein Schwanken. Das war, als sich zeigte, daß der Sturm nicht der Starke, Jauchzende blieb, der er im

Anfang war. Aus dem Jauchzen war ein Stöhnen und Klagen geworden. Es enthüllte ſich, daß er ſein eigenes verborgenes Ziel hatte; er ſchien ſelber ein Leid zu tragen, über das er nicht Herr werden konnte, ſelber eine Heimat, ſelber das Glück zu ſuchen. Es war zu erkennen, daß nicht er das Kraftvolle, Treibende in dieſer weiten Nacht war, ſondern daß er ſelber getrieben wurde, von einem Geheimnisvollen, Mächtigen, das noch außer ihm da war, irgendwo, über den Wolken, dem gegenüber er ſchwach und klein war, nicht mehr galt als die Menſchen und das raſchelnd mitlaufende Laub.

Dieſe Erkenntnis rief in der erregten Stimmung der Nacht ein plötzliches, ſonderbares Gefühl des Verlaſſenſeins hervor. Man ſcharte ſich enger zuſammen, drang näher gegen den Schiffer hin — und ſchon wuchs auch die Zuverſicht wieder, die das unabänderliche Gleichmaß ſeiner Schritte einflößte.

Während ihm der Regen übers Geſicht lief, trug der Schiffer immer ſein glückverſonnenes Lächeln dahin. Er hielt den Kopf ein wenig zur Schulter geneigt, wie um den Stimmen ſeiner Bruſt mit dem Ohr näher zu ſein. Er ſah nichts von dem, was hinter ihm vorging, während ſogar der Hund die zunehmende Erregung dort ſpürte und von Zeit zu Zeit zu heulen begann. Als der Knabe an ſeiner

Hand müde wurde und die Füße nur noch im halben Schlaf vorsetzte, erzählte der Schiffer ein Märchen, dessen er sich aus seiner Kindheit erinnerte — bis er mitten in einem Wort endete und wieder von seinen Träumen bezwungen wurde. Er gedachte der Stunde, wo er an das Tor des Kaiserschlosses pochen, die steinerne Treppe hinaufgehen und endlich vor dem Kaiser stehn würde, den Mund öffnen und die Worte sagen, die den Umsturz der Welt herbeiführen sollten. Schlicht stand er vor dem gebieterischen Manne. Aber aus seinen Worten strahlte Himmelsglanz. Himmelsglanz! Ja, er fühlte — aus dem Himmel kamen die Worte: jedem ein Häuschen, jedem einen Acker!

Er spürte schon nicht mehr, wie seine Schuhe den Boden berührten. Er selber schwebte im Raum, fühlte sich den Menschen weit, der Gottheit nahe.

Immer dicht hinter ihm humpelte ein Mütterchen, setzte schnell und ohne Unterlaß ihre Krücke hin, ließ keinen andern an ihren Platz, murmelte unverständliche Worte, sah dabei immer nach dem Haupt des Schiffers auf, von dem sie nur das lichte Haar unter der Mütze erblicken konnte. Mit einem Mal griff sie nach des Schiffers Rock, ließ ihn nicht mehr los, klammerte sich daran fest, begann laut zu rufen, in einem flehenden, betenden Ton,

betete um Geſundheit, um Heilung ihrer Schmerzen. Bald zeigte ſich das Erſtaunliche, daß ſie in der Tat nicht zu Gott ſelber, ſondern zu ihm, zu dem Schiffer betete.

Er wandte ſich verwundert um und ſchüttelte den Kopf, erſt mit einem gutmütigen, verſtehenden Lachen, dann heftiger, abwehrend. Aber zugleich fing in ſeinem Kopf etwas zu rauſchen an. Er dachte flüchtig: Gut, ich will es der alten Frau zugeben — was liegt daran. Doch ſchon fühlte er auch, wie ſeine Bruſt ſich weitete in einer überglücklich und ſchwach machenden Empfindung.

Er entzog ſeinen Rock nicht der fremden Hand, ging nicht ſchneller, um die Frau hinter ſich zu laſſen, öffnete nicht den Mund, um ſie zu ſchelten; ſondern er ließ alles zu, ließ ſogar zu, daß die in der Nähe Gehenden ſich um die Frau drängten, zeigte ihnen nicht ſein menſchliches, menſchlich ſchwaches Geſicht, hielt vielmehr den Kopf ſteif in den Nacken gelegt, wie um den Anſchein der übermenſchlichen Höhe hervorzurufen — ſo, als ob wirklich da vorne ein verklärtes, himmliſch ſtrahlendes Geſicht unter der blauen Schiffermütze ſtecke.

Da! Ein Aufſchrei, der nicht von der Frau, ſondern von mehreren Männern und Frauen zu gleicher Zeit ausgeſtoßen wurde. Das Mütterchen

hob ſeine Krücke hoch, warf ſie mit einer Anſtrengung ihrer beiden alten, erregten Arme weit ins Feld hinein, ging ohne Krücke, aufrecht, rüſtig, geſundet in der Maſſe der übrigen mit, wandte den Kopf zurück, rief mit einer hellen Stimme das Wunder aus.

Und der Schiffer blieb wieder ſtumm, ging ohne Aufenthalt, ohne ein Kopfdrehen weiter — durch eine ſüße Macht verlockt —, als ob etwas ihm Selbſtverſtändliches geſchehen wäre. Er ſagte nicht: ‚Wer die Frau heilte, ich weiß es nicht; ich weiß nur das eine — ich war es nicht.‘ Immer mit erhobenem Kopf, als ob er wirklich der überirdiſch ſtarke Arzt geweſen, ſchritt er dahin — während ſein Inneres voll Staunen und Schrecken war, während er eine Schranke zwiſchen ſich und den Menſchen wachſen und wachſen fühlte. In dieſem machtloſen, ſeligen Geſchehenlaſſen machte er ſeine Schritte weit und klingend, ging dahin wie der König der Welt ſelber. Sein Geſicht fing in Wirklichkeit zu ſtrahlen an.

Immer neue, abgemagerte, zitternde Hände ſtreckten ſich nach dem Ende ſeines Schifferrocks aus — kehrten davon zurück, wieder ſtark, wieder jung, durch eine Kraft, die nicht von dem Schiffer, ſondern von ihnen ſelber, von ihrem fiebernden Glauben

ausging, und erregt von einer tiefen Freude. Kinderſohlen trappelten hinter ihm, als ob die Kinder von irgend wem gerufen ſeien. Kleine Hände über Hände hingen ſich an ſeine Arme, an ſeine Beine. Mitten in einem vor Seligkeit ſchweigenden, trippelnden Kinderhaufen ſchritt er immer vorwärts. „Gott iſt in mir — Gott iſt in mir!“ jauchzte er. Eine klare Stimme fing in ihm zu ſingen an und hob ihn mit ihrem Klang hoch über die Menſchen und den Regen weg.

Und jetzt kam das, was endlich kommen mußte, was ſich lange vorbereitet hatte, wonach etwas, das unbekannt im Zug mitwanderte, ſchon lange mit Macht gedrängt hatte. Das Volk ſchleppte ſelbſt einen Feuerbrand herbei, der die Glut in ſeinem Innern brennend erhalten ſollte. Es ſchuf ſich ſelber ein neues Wort, um an den rätſelhaften Mann vorne, um an ſeine Macht über den Kaiſer, um an die geänderte Ordnung der Welt überhaupt auf die Dauer glauben zu können. In den durch Hunger und Fieber ausgebrannten Gehirnen, in dieſer nächtlichen Umwelt, ſchwoll alles zu Ungeheuerlichem an. Ohne noch der führenden Rede des Schiffers zu bedürfen, fingen die Gehirne nun ſelber zu arbeiten an.

In einem allgemeinen Schweigen, das die

Schritte mit einem Mal laut werden ließ, kündete ſich das neue Wort an. Erſt rief eine ferne Stimme etwas, nur leiſe. Und obwohl niemand den Ruf verſtanden hatte, ſah ein Geſicht ſcheu, erſchrocken zum andern hin. Ein Keuchen ging durch die Menge, wie ein Wehren gegen irgend etwas. Dann eine plötzliche Erregung, die ſich im ſchnellern Zuſammendrang der Schritte zu erkennen gab. Endlich eine zweite Stimme, laut und klar wie ein Vogel über dem Gipfel dieſer Erregung ſchwebend: „Jeſus!“

Langſam, noch überall gehemmt, ſetzte ſich der Ruf fort, bis er anſchwoll, von allen Seiten zugleich erklang, immer freier, unbehinderter, betäubender. Endlich, zum gewaltigen Sturmvogel geworden, ſchoß er zu dem Schiffer hin, ſchien ihn taumeln und fallen machen zu müſſen: „Er iſt wiedergekommen! Der Herr Jeſus! Unſer Herr Jeſus!“ All das Leid vieltauſendjähriger Armut, alle Erbitterung, alle Sehnſucht nicht nur der wenigen Hundert hier, ſondern der Gequälten, Bedrückten, Sorgenden der ganzen Welt umher türmte ſich in dieſen einen Ruf zuſammen.

Der Schiffer war entſetzt. Sein Herz ſchlug nicht mehr, die Beine brachen unter ihm. Wo hatte er gefehlt, daß dieſer falſche Glaube hochkommen

konnte? Und zugleich ſah er, daß er dieſen Glauben nicht wieder fortnehmen dürfe, wenn er der Herr dieſer Menge bleiben wolle. Er mußte lügen: ihm war keine Wahl gelaſſen.

Ein kleiner Alter drängte durch die Kinder durch, ging, den Rücken ehrfürchtig gebeugt, aber das Geſicht voll zweifelnder Angſt erhoben, neben dem Schiffer her, fragte mit zitternder Stimme: „Ja? Biſt du der Herr Jeſus?“

Der Schiffer ſenkte die Augen zu dem Mann hinunter. Noch war es Zeit zu lachen und ‚nein!‘ zu rufen. Seine Wahrheitsliebe wollte es von ihm, ſelbſt wenn ihn der Zorn der Menge erſchlüge. Aber er hatte keine Kraft mehr, ſein Denken war gelähmt; alles, was geſchah, geſchah nun in ihm von ſelber, ohne ſein Zutun und ohne daß er es hindern konnte. Die Größe ſeines Ziels regelte von ſelber die Wege und Mittel dazu: ‚ja, nur als Jeſus glaubt man mir, darum als Jeſus zum Kaiſer; dem zurückgekehrten Jeſus wird auch der Kaiſer eher glauben.‘ Er fühlte, wie ſeine Augen von ſelber erſtrahlten, wie ſein Mund von ſelber offen ging, mit einem neuen Lächeln voll einer himmliſchen Milde, und wie die Worte, aus ſeiner Bibel in ihn überklingend, aus ſeinem Mund kamen: „Du ſagſt es — ja.“

Das in ihm gab ihm ſogar ein, die Demut Jeſu, ſeinen Gang und ſein Bewegen, wie er es von den Bildern her kannte, nachzuahmen. Und er hatte in der Tat einige Ähnlichkeit mit ihm gewonnen; ſie lag nicht nur in dem gelben, lang gewordenen Haar, in dem die Wochen über zum Vorſchein gekommenen ſpitzen Kinnbart, ſie lag vor allem in dem merkwürdig lang und ſchmal und ſeltſam großäugig gewordenen Ausdruck des Geſichts.

Die klare, gedehnte, nun ein wenig traurige Stimme in ihm begann aufs neue zu ſingen, übertönte alles Widerſtreben, füllte ihn mit der holden, lockenden Gewalt an, der er ſich hingeben mußte. Und plötzlich, in einem unmerklichen Übergang und unter dem betäubenden Jauchzen vieler anderer Stimmen in ſich, glaubte er ſelber, war er ſelbſt der Meinung, als Jeſus dahinzuſchreiten. Ein neues, feierliches Gefühl ſeines Werkes durchſtrömte ihn. Sein Blut ſchauerte im Gefühl, daß er kein Menſch mehr, daß er Jeſus, daß er ein Göttlicher war. Er empfand ſchon die Menſchen hinter ſich als fremde, andersgeartete Weſen, als Geſchöpfe, als — Menſchen. Der eine, große, gewaltig hinſchlagende Schritt der Menge hinter ihm riß die letzte Beſinnung in ſeinem Regelmaß mit ſich fort, ließ mehr als je alles Un-

wirkliche wirklich erſcheinen, zog mehr als je alle Umriſſe ins übermenſchlich Unermeßliche. Das Stück Straße umher wurde zum Mittelpunkt der Welt, auf den die Augen der Völker gerichtet waren. Das Rauſchen der Stimmen hinter ihm wurde zur Stimme der Menſchheit, der Erde, der Ewigkeit, das Wandern und Hinſtreben dieſer Füße auf ein Ziel hin zum geheimnisvollen Hinſtreben des ganzen Menſchengeſchlechts, der Sterne, des unendlichen Alls — der verborgenen, großen Ferne zu. Und über allem nur er, Gott — und in ihm nichts als eine einzige, alles in gleicher Weiſe umfaſſende Liebe.

Das alles war ſo ſchnell und wunderlich gekommen, wie der Frühlingsſturm nach all dem Schnee.

XI.

Aus der Nacht war Dämmerung geworden. Der Regen zeigte seine grauen Fäden, und hinter den Fäden stand ebenso grau der kahle Wald.

Mit Beinen, die müde und schleppend geworden waren, aber im unabläſſig festgehaltenen Gleichmaß der Schritte wanderte der Zug seine Straße. Ein Mann trug seine Frau auf dem Rücken, und ein Väterchen, das sich die Füße blutig gelaufen, kroch auf allen Vieren mit. Niemand sorgte für all die Hinkenden und Gebrechlichen als Anna, die von einem zum andern ging und ihnen Brot oder einen Schluck zu trinken reichte — Dinge, die sie von andern nach langer Überredung erbettelte; denn das Reich der Liebe war noch nicht in die Herzen derer eingekehrt, die es außerhalb suchten: die Luſt am Eigentum war bei diesen wenig besitzenden Leuten so hartnäckig wie je.

Die Straße stieg. Jede Reihe des Zuges, die auf der Höhe angelangt war, versank unversehens

hinter dem geraden Strich des Erdbodens wie in eine Vertiefung.

Hier oben war der volle, weiße Tag. Die Augen, die erſt geblendet waren, ſahen verwundert in die fremdartige Welt um ſich. Da war ein Bächlein, das raſch und gefüllt zu Tal lief, da waren Wieſen, von grünen Tannen eingeſäumt, da waren überall in der Nähe und Weite ſchimmernde Häuschen, aus denen der Rauch aufſtieg und die, unter der Unfreundlichkeit des Himmels, ſo recht ein Bild des geſuchten Glückes ſchienen. Man hätte ohne Umſtände da hineingehen mögen und Beſitz davon nehmen. Die Augen muſterten, wählten ſchon. Die Träume füllten ſchon Häuſer und Äcker mit den Bildern des kommenden Lebens an.

Aber weiter, weiter. Füße vor, Füße vor. Wer ſpricht da von Hunger, von Durſt? Im nächſten Dorf werden ſie in die Häuſer gehen, ſich Brot nehmen oder was ſonſt zu finden iſt. Die Bauern müſſen heraus mit dem Ihrigen — man nimmt es ſich einfach. Und wenn kein Dorf kommt: der da vorne wird Nahrung ſchaffen. Darum Ruhe, Vertrauen — weiter, Füße vor, Füße vor.

Die Straße wand ſich in einem Bogen. So zeigte ſich der Zug in ſeiner ganzen Ausdehnung. Vorne, unabläſſig ausſchreitend, ging der große, ſeltſame

Mann. Alle ſahen ihn. Jetzt wandte er ſich um: jeder glaubte ſich prüfend angeſehen, gab ſich Mühe, den müden Rücken gerade zu richten, die ſchweren, kotbedeckten Schuhe leicht dahin zu heben.

Von der Seite kamen drei Menſchen — Mann, Frau und Knabe — die Wieſen herab, mit Korb und Säcken. Es war nicht zu erklären, wie die Kunde von dem Zug ſchon zu ihnen gedrungen war. Sie ließen ein Stück des Zuges an ſich vorüberwandern, ſahen in alle Geſichter, fragten mit einer fremden Ausſprache der Worte, ſchoben ſich dann zwiſchen, ſetzten ihre Füße in das Gleichmaß der Schritte hinein, ſtießen die Stöcke an den Boden, hoben die Köpfe hoch und ſtarr zu dem fernen Ziel hin, erweiterten die Augen zu dem allgemeinen ſtrahlenden, fieberhaft brennenden Ausdruck.

Bald fiel die Straße wieder, die Füße hoben ſich von ſelber, man ſah über die Köpfe der Vorſchreitenden hinweg — ſah, bei einer Wendung, in ein neues Tal hinunter, mit den fernen Häuſern einer Stadt, mit dem dunklen Rauch unzählbarer Schlote.

Niemand dachte daran, daß das nur die erſte Stadt ſei von vielen, durch die der Weg zum Ziele führte. Der leichte Gang der Füße, die freie Umſchau, das Stehen auf der Höhe, über der Welt — das alles zwang unwiderſtehlich jeden Mund aus-

einander. Jeder Arm hob ſich, ein einziger Ruf füllte die Luft und trieb die Vögel auf.

Plötzlich — als ob Kinder ein Spiel aufführten — kam eine Anzahl Reiter aus dem Buſch unten hervor. Helme und Säbel blinkten, und es zeigte ſich, daß die Reiter Gendarmen waren. Es war ein heiterer Anblick, wie die Schar das anſteigende Land heraufſprengte, ſich zerteilte und — ehe man nur recht hinſehen konnte — eine weite Kette gebildet hatte. Ruhig, wie zur Erde gehörig, eine Mauer ſtand ſie da, ohne daß ein Wort, ein Zuruf herüberdrang.

Der Zug nahm unwillkürlich eine ſchräge Richtung und wollte ſo durch eine Lücke zwiſchen den Reitern durch — er kam ſo nahe, daß zu erkennen war, welche Farbe die Bärte der Gendarmen hatten. Doch ein paar Hufſchläge der Pferde, und die Lücke war geſchloſſen.

Nun dehnte ſich der Zug aus. Die hinten gehenden verließen die Straße, zerteilten ſich nach beiden Seiten über das Feld, bis der Zug ſo breit war, wie er vorher lang war. Dieſes neue, endlos ſcheinende, machtvoll ausſchreitende Weſen ging nun gegen die Kette der Pferde vor, ſchien ſie beim Zuſammenprall wie etwas Federleichtes vor ſich herſchieben zu wollen. Alles geſchah, ohne daß

einer im Zug befahl oder den Arm hob und winkte. Es war, wie wenn eine Rheinwelle in ſpitzer Geſtalt das Ufer trifft und ſich nun, anſchlagend, längs des Ufers ausbreitet. Nur die Geſtalt des Schiffers, die ſich über alle weghob und nun von der Spitze in die Mitte getreten war, bezeichnete den Punkt, von dem die ordnende Kraft ausging.

Der Schiffer nahm das neue Hindernis mit einem überraſchten Kopfheben auf. Er ließ die Augen an der Kette der Reiter entlang gehen. Es war zu erwarten, daß er unmutig und trotzig weiterſchreiten, die Reihe der Pferde zur Erde werfen und darüber hinaus weiter dem Ziele entgegen wandern werde. Aber er lebte bereits ſo ſehr in der andern Welt, die hinter ſeiner Stirn aufgeblüht war, ſein Herz war ſo voll eines allgemeinen, göttlichen Friedens, daß er auch dieſes Wirkliche als unwirklich nahm, das Feindliche nicht erkannte, die milde Güte ſeines Mundes und das Strahlen ſeiner Augen beibehielt. Ihm war das Hindernis nur ein Hindernis der Natur, etwa gleichzuſtellen einem furtloſen Waſſerlauf, einem wegloſen Dickicht — Dinge, die von ſelber, ohne böſe Abſicht daſtanden. Es war nichts nötig, als einfach daran vorbeizugehen, alles auf Erden ließ ſich in Frieden tun, in Achtung und Liebe des einen zum andern.

Er wandte den Kopf links und rechts nach ſeinem Volk um, machte die Augen ein wenig klein in der Art eines Liſtigen, und nickte allen zu. Das ſollte bedeuten: o, nur ein Wort brauche ich zu ſagen, und der Weg iſt frei. Im Verfolg dieſes Gedankens ſagte er dann leiſe, indem er einen Alten anſah, der zufällig neben ihm ſchritt: „Ein Wort — und hier fließt das Meer. Und wo die Stadt liegt, ſtehn wüſte Berge. Ein Wort nur.“

Der Alte ſah ſcheu zu ihm auf, nahm fromm ſeine Mütze in die Hände, ſo daß ſein weißes Haar bloß lag, erwiderte aber nichts, teilte nur nach einer Weile die Worte einer neben ihm gehenden Frau mit. Die ſagte ſie der nächſten, und ſo gingen die Worte durch den ganzen Zug, fanden überall Glauben, riefen Ehrfurcht hervor und machten alle doppelt ſtark und freudig.

Aber der Zug ſchob die Kette nicht vor ſich her, ſondern veränderte, als er damit in Berührung kam, mit einem Mal ſeine Richtung, ging nicht mehr gegen die Kette, ſchob ſich ſeitwärts an der Kette vorbei.

Der Hund fuhr bellend nach den Füßen der Pferde, und der Knabe mußte ihn mit aller Anſtrengung der dünnen Ärmchen zurückhalten. Viele aus dem Zuge warfen heftige oder höhniſche Worte

nach den ruhig in ihren Sätteln Sitzenden hinauf. Andere — in dem alten, rheiniſchen Frohſinn, der ſich, wie früher nicht durch die drückende Troſtloſigkeit, ſo jetzt nicht durch die feierliche fromme Erregung der Gemüter hinunterzwingen ließ — öffneten den Mund zu ſcherzenden Zurufen, ſangen einen ſpottenden Vers in einer ſchnell erfundenen Weiſe.

Aber nirgendwo fand ſich ein Durchlaß in der Kette. Die ſchnaubende, ſtampfende Reihe ging vielmehr immer mit in derſelben unerſchütterlichen Ruhe, demſelben unheimlichen Schweigen.

Nun ſtellten ſich Zäune in den Weg, und einen Augenblick wollte der Zug in Verwirrung geraten. Aber, wieder wie eine auflaufende Welle, reihte er ſich den Zaun entlang auf, brach den erſten Zaun nieder, den zweiten und dritten, nicht mehr aufzuhalten, wie ein vom Berg herunterſtürzender Strom. Die Zäune — das waren die Zeichen der alten, ungerechten Verteilung des Bodens: man trat ſie mit einer eigenen Art Freude unter die Schuhe.

Hinter den Zäunen ſtanden Häuschen, klein, mit ſchwarzen Balken im Weiß und mit grünen Läden. Sie ſchienen im heranrollenden Strom ohne Rettung verloren.

Aber plötzlich neues Pferdewiehern, ſchnell trappelnde Hufe. Eine zweite Mauer von Gendarmen breitete ſich aus und ſtand ſchützend vor den Häuſern.

Wieder hob der Schiffer, neuerlich in ſeinen Traum verſunken, überraſcht den Kopf, ſah die Reihe der Männer da. Alles war ſo geſchwinde geſchehen, daß auch andere, die nicht wie der Schiffer in eine überirdiſche Welt hinaufgeſtiegen waren, Zeit nötig hatten, um zu begreifen.

Er ließ ſeine Augen an der Reihe entlang gehen, ſah unvermutet in das ruhige, ſpöttiſche Geſicht des Führers. Er hob langſam den Arm — ungewiß, wozu. Aber dann ſchwang er kurz den Arm, kehrte ſich zugleich nach ſeinem Zug um, wies nach dem Wald zurück.

Der Zug gehorchte ihm. Alle ſtiegen hinter ihm her wieder die Höhe hinauf.

Der weiche, von Tannennadeln bedeckte Boden hatte den Regen aufgeſaugt. So ließen ſich alle wie der Schiffer am Waldesſaum nieder, ſaßen da zu einer endloſen Reihe ausgebreitet, ſahen, wie er, ruhig und heiter zu den Gendarmen hinunter: das geringe Hindernis da wird bald kraftlos geworden ſein; nun kann man die kurze Zeit anwenden, die ſchweren Beine auszuruhen.

Die Bauern des Dorfes füllten — in dem ſtets wachen Erwerbsſinn der bergiſchen Leute — ſchnell ihre Körbe mit allem Eßbaren, das ſie vorfanden, eilten die Anhöhe hinauf und verkauften, die Reihen entlang gehend, unter Lachen und Feilſchen das Ihrige. Und wenn ſich auch zeigte, daß die große Liebe noch immer nicht, ſelbſt nicht unter dieſen Auserwählten, Wurzel geſchlagen hatte, ſo daß die, die kein Geld beſaßen, hier ebenſo traurig und unbemitleidet ſaßen wie vorher zwiſchen den Reichen der Stadt, ſo ſorgte doch wiederum Anna, unermüdlich hin und her eilend, für einige Gerechtigkeit der Verteilung. Sie führte hier ein Mütterchen auf einen guten Platz, half dort einem Väterchen einen zerriſſenen Schuh flicken. Immer wieder bückte ſie ſich zu denen hinunter, die zu eſſen hatten, und bewog ſie durch eine endloſe, immer von neuem vorgeſchobene Flut milder überredender Worte mitzugeben. Mit unerſchöpflicher Geduld erreichte ſie, daß ein großer, knochiger und ſchweigſamer Mann, der als ſein letztes Beſitztum zwei verſchliſſene Decken mit ſich trug, eine davon hergab, damit ſich eine junge Frau, die fror und jeden Augenblick umſinken wollte, darin einhüllen konnte. Die Frau küßte die Hände des Mädchens, das in ſeinen modiſchen Kleidern, unter denen die Formen des Leibes ihren

herausfordernden Reiz auch jetzt noch zeigten, und mit dem bleichen Geſicht, das die Spuren der ausſchweifenden Tage noch unverwiſcht trug, als eine ſonderbare Geſtalt unter den Armen einherging.

Als ihr ein noch bartloſer Burſche, ohne ſich zu bedenken und indem er ſeine weißen Zähne zeigte, einen halben Brotlaib überließ, wohl in der Gewißheit bald ja mehr zu beſitzen, ging Anna damit raſch zu dem Schiffer hin. „Du haſt geſtern und heute nichts gegeſſen,“ ſagte ſie und legte ihm das Brot in den Schoß.

„Nachher, nachher will ich eſſen, wenn alle ſatt ſind,“ ſagte er und gab das Brot zwei kleinen Mädchen, die Hand in Hand vor ihm ſtanden und ihn ohne Unterlaß anſahen.

Viele waren da, die nicht aßen. Die Erregung und Spannung füllte ihren Körper ſo aus, daß für nichts anderes mehr ein Bedürfnis da war. Raſtlos gingen die Leute dieſer Art umher, ſtanden — kaum daß ſie ſich geſetzt — wieder auf, ſahen zum Schiffer hin und von dem Schiffer zu den Gendarmen und von den Gendarmen zu der Ferne, wo ihr Ziel lag. Andere wieder überfiel, mitten im Eſſen, der Schlaf. Mit hängenden Köpfen und laut ſchnarchend ſaßen ſie da.

Als der Mittag kam, machte ſich eine neue,

leiſe Erregung der Stimmen bemerkbar — dem hellen Plätſchern eines nahen Waſſers zu vergleichen. Aber dieſe Erregung wuchs mehr aus einer Neugier heraus. Man wartete mit einer Art Heiterkeit auf das Wunder, das von dem Schiffer ausgehen und das die Gendarmen machtlos machen und dem allgemeinen Gelächter preisgeben würde.

Immer neue Arme kamen, Nachzügler aus der Stadt, Zuzügler aus dem Lande. Jeder, der neu ankam, Frauen, Kinder und auch Männer, drängte zu dem Schiffer hin, ſah ihm ins Geſicht, ohne ſich ganz nahe zu wagen, ſchien befriedigt von dem Schein der blauen Augen. Sie verlangten nicht einmal mehr, die verheißenden Worte aus dem Munde des Mannes ſelber zu hören, ſondern miſchten ſich unter die andern, fragten mit leiſer Stimme und glaubten. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit war die Schar auf ihrer tauſend gewachſen und wuchs immer mehr.

Dann kam der Abend. Die fernen Höhen, der Rand des Waldes, die Schornſteine unten erweiterten ihre Umriſſe, verſanken dann unverſehens in der Dämmerung. Die Waffen der Gendarmen wurden von einem ungewiſſen Glanz getroffen, gleißten auf — die Reiter ſchienen mehr zu einem Feſt als zu finſterer Abwehr aufgeſtellt. Auf der

Straße, die noch weiß durch das Dunkel herauf=ſchimmerte, zeigte ſich ein nach allen Seiten gerade abgeſchnittener Trupp Menſchen — dasſelbe kurze Gleißen wie bei den Gendarmen, ſcharf befehlende Worte, ein einziger, taktmäßiger Tritt: Soldaten kamen.

Der Schiffer war voll ſingender Seligkeit. Der Abend war ihm ſo recht ein Bild des erſehnten Friedens, der Weltſchönheit; nichts Feindliches, nichts Häßliches ſah er mehr darin. Mit einem Mal, ohne zu jemand ein Wort zu ſprechen, ſtand er auf, nahm nur den Hund mit und ſchritt die Wieſe hinunter, der Kette der Gendarmen und Soldaten zu — auf die Stelle hin, wo er eine dichtere Anſammlung ſah und wo er den Anführer vermutete.

Alle hinter ihm erhoben ſich. Er machte ein Zeichen, daß ſie ſitzen bleiben ſollten.

Ja, er will zu dem Erſten da hinuntergehen, zu dem Hauptmann aller, und ſagen: „Seht, ich will nichts Schlechtes. Ich will nichts, als die Menſchheit glücklich machen: ein jeder ſoll ein Häuschen und einen Acker haben. Auch du, der du zum Mord gerüſtet biſt, kannſt dich ja nicht glücklich fühlen in deiner Bruſt. Sieh, auch dir will ich das Glück bringen. Auch du ſollſt eine Heimat haben, niemand ſoll mehr über dir oder unter dir ſtehen, und der

Boden, den du pflügſt, ſoll dich in Frieden ernähren.“ So wird alles gut werden.

Der nächſte der Gendarmen ſprengte heran, ihm entgegen. Zugleich hörte der Schiffer, wie das Volk hinter ihm unruhig werden und ihm nachfolgen wollte.

Deshalb blieb er ſtehen und rief hinunter: „Lieber Freund, euer Hauptmann ſoll kommen, ich will mit deinem Hauptmann reden.“

Der Gendarm kam näher. Der Schiffer zeigte noch dem Anſprengenden ſein altes, heiteres, von innen heraus ſtrahlendes Geſicht, betrachtete neugierig das ſchwere, ſchnaubende Pferd — die Pferde waren ihm auf ſeinem Schiff immer etwas Fremdes und Merkwürdiges geblieben — und wich ein wenig zur Seite, um dem anſtürmenden Tier Platz zu machen.

Im ſelben Augenblick ſtand das Pferd, die Fauſt des Gendarmen griff nach dem Schiffer hinunter.

Er fühlte die Fauſt an ſeiner Schulter, war erſchrocken, ſchloß die Augen, verwirrt, ſchwindelnd durch den Zuſammenprall ſeiner geträumten und der wirklichen Welt, während ſeine zwei kraftvollen Schifferfäuſte, gewohnt ſich zu wehren, unbewußt ſich hoben.

Aber er hatte nicht nötig, zu ſchlagen. Unvermutet ließ die fremde Hand von ihm ab. Der alte Ruland war hinter ſeinem Herrn hergelaufen, hatte im Lauf einen kopfgroßen Stein erhoben, die Hand des Gendarmen getroffen und hielt den Arm um ſeinen Herrn, um ihn zur Schar zurückzuführen.

Da ſchlug der Säbel des Gendarmen, hoch aus der Luft herabkommend, auf ſeine Mütze nieder. Der Knecht hob noch einmal den Arm mit dem Stein, taumelte dann, ließ den Stein fallen, ſank dem Schiffer in die gebreiteten Arme.

Das Volk oben ſchrie, ſtand erſt da, vor Entſetzen unfähig, zu kommen und zu helfen, begann dann zu laufen, daß die Erde wie unter einem Bergſturz zitterte. Das Pferd ſcheute, bäumte ſich, ſtob den Hang hinunter, daß der Kopf des Reiters an dem ſeinen lag.

Der Schiffer, mit einem Geſicht, unter deſſen Verwirrung und Erſtaunen noch immer das alte, kindlich ruhige Strahlen ſich zeigte — nahm den Knecht in ſeine Arme, trug ihn, ohne eine Unterſtützung anzunehmen, den Hang zurück, gefolgt von ſeinen Scharen, ſaß wieder oben auf einem Baumſtamm, hielt den Knecht auf ſeinem Schoß.

Der alte Ruland hielt die Augen geſchloſſen, ließ Arme und Beine kraftlos hängen.

Man wuſch ihm die Wunde aus. Der Schlag mit dem Säbel war mitten durch das weiße Haar gefahren, hatte den Schädel geſpalten, ſo breit, daß man den Finger in den Spalt hätte legen können.

Anna legte Tuch auf Tuch auf die Wunde, um das Blut zu ſtillen, das über die Hoſen des Schiffers, über den Stamm, durch das gelbe Gras lief.

Der Alte ſchlug noch einmal die Augen auf, ſah Anna an, hob die Hände nach ihr auf, rief noch einmal mit einem faſt unmenſchlichen Schrei und obwohl die Frau ſeit einem Menſchenalter unter der Erde lag und obwohl er ſonſt niemals ihrer erwähnt hatte, den Namen der Mutter aus, ſchien mit der Hand die beſorgten Bemühungen der Umſtehenden abwehren zu wollen und war tot.

Der Schiffer ſah in das rauhe, blutige Geſicht hinunter: ‚ja, treu bis zum Tode biſt du geweſen, ohne ein Wort dabei zu verlieren — wofür? Für die paar Taler Lohn? Und nun biſt du tot, ſo daß man dir nicht einmal mehr ſagen kann, wie lieb man dich hat. Ja, Mutter auf dem Schiff, nun komme ich allein zu dir zurück.‘

Zwei Männer gruben ein Grab im Wald. In ſeinen Kleidern wurde der Knecht hineingelegt. Anna hing ihm ein ſilbernes Kreuzlein um, das ſie unter dem Kleid verborgen getragen hatte. —

Die Nacht war da. Die erſten weißen Sterne zeigten ſich zwiſchen den Lücken der Wolken.

Alle ſaßen in einem Schweigen da. Der Schlag mit dem Säbel hatte allem ein anderes Anſehen gegeben. Es war offenbar geworden, daß dieſes ganze Unternehmen kein frohes Spiel, ſondern ein ernſtes und gefahrbringendes Wagnis war. Auch hatte man den Mann, den man vom Himmel glaubte, vor dem Gendarmen zurückweichen ſehen; in gleicher Weiſe hatte ihm die Macht gefehlt, dem Knecht das Leben zu bewahren. So ſtieg eine leiſe Angſt in den Herzen auf.

In das Schweigen hinein klang eine Stimme. Irgendwo am Waldrand ſprach einer zu vielen. Es war nicht die lichte, ruhige, hellſchwingende Stimme des Schiffers, ſondern die Stimme klang tief, rauh, höhniſch und voll Haſt.

„Was?“ ſprach die Stimme, „ſind wir Verbrecher? Iſt das nicht eine gute Sache, die wir wollen? Oder wollen wir etwas Schlechtes vom Kaiſer? Warum ſtehn die Männer da mit Pferden und Säbeln? Warum verſperren ſie uns den Weg? Wir wollen nichts als ein Häuschen und ein Stück Land dazu — iſt die Erde nicht groß genug dafür? Schlagt die Kerle weg!“

Um den Schall der Stimme her bildete ſich

ein wachſendes Häuflein von Menſchen. Wunderlicherweiſe waren es — während die Männer meiſt ruhig und ſchweigſam blieben — faſt nur Frauen, die ſich den erregenden Worten leichter zugänglich zeigten, wie ſie auch die erſten geweſen, die den Worten des Schiffers gefolgt waren. Mit bleichen Geſichtern ſtanden ſie da, ſandten drohende Blicke nach den Gendarmen hinunter, ſtießen ſchrille und haßerfüllte Rufe aus.

Die Stimme aber war dieſelbe, die noch vor wenigen Wochen, unweit des mittelländiſchen Meeres, fremdartige Lieder geſungen — dieſelbe, die noch vor wenigen Tagen, in der Nacht, im Winkel des Schiffes, leiſe zu dem blonden Mädchen geſagt hatte: ‚Ich hab' dich lieb' — dieſelbe, die zuletzt auf dem Hügel, im erſten Sonnenſchein, in aufſteigender Sehnſucht die Worte geſprochen hatte: ‚Ja, wenn ich ein Häuschen hätte — dann blieb ich wohl auch daheim.'

Willem war, nachdem Joſef zur Stadt zurückgegangen, nicht weit in die Welt hinein gekommen. Die Worte des Bruders hingen wie Blei an ſeinen Schuhen. Bald wurde ſein Leib ſo kraftlos, weiter zu ſchreiten, wie damals in Genua. Was? Schritt er nicht immer weiter fort von ſeinem Glück? Hatte er nicht die Worte des Bruders gehört? Verſprach der nicht jedem, ſo arm er auch ſein mochte, ein

Häuschen und ein Stück Ackerland? Nun — und nicht auch ihm? War also nicht einer da, der ihm alles das, was er sich wünschte und wonach er traurig war, ohne Umstände geben wollte?

Sein Herzschlag blieb stehen, er mußte den Mund öffnen vor Erregung. Aber dann lachte eine Stimme in ihm, die Stimme seiner Erfahrung, seiner Kenntnis des Lebens: Wie kann der geben, der selber nichts hat? Der auf nichts baut, als auf die Gerechtigkeit und die Liebe der Menschen?

Nein, Josef ist ein Kind, ist immer auf seinem Schiff gefahren, nie unter die Menschen gegangen, er kennt die Menschen nicht. Nein, die Menschen — das hat er, Willem, wohl an allen Meeresküsten, in hundert Ländern erfahren — die Menschen geben nichts, als was man ihnen nimmt, und wenn es nur um ein junges Huhn oder eine billige Flasche Wein geht. Nur, wenn man sie lustig macht durch Gesang, dann bezahlen sie ihr Vergnügen mit wenigen Pfennigen. Auch er, er selber, ist nicht anders. Und will nicht anders sein. Besäße er etwas in der Welt, er wollte es wohl mit Zähnen und Nägeln festhalten.

Er hörte Pferdehufe, die in schneller Aufeinanderfolge die Erde trafen. Ein Säbel klirrte taktmäßig dazu.

Er kannte dieſen Klang — es war in allen Ländern derſelbe, feindliche, vor dem man ſich durch tauſend Schliche verbergen mußte. Das waren die, die ſich Gendarmen nannten, mit einem Stolz, als ob ſie Könige hießen; die von den angeſeſſenen Bürgern angeſtellt waren und Tag für Tag hinausgeſandt wurden in Feld und Buſch, um andere Männer, die ſich, fern der Heimat, die Welt ein wenig anſahen und ſich, ſtatt mit knechtiſch demütiger Arbeit, mit Muſik durchs Leben brachten, wie ſchädliches Wild mit Säbeln und Flinten aufzujagen. Sie waren nicht zufrieden, wenn man ihnen nicht einen ganzen Sack voll Papieren mit Stempeln und Namenszügen vorweiſen konnte. Zum Teufel — was wollen ſie von einem? Ich trete auch nicht vor ihrer einen hin und ſage: ‚Papiere her!‘

Nein, Dummeres gibt es nichts, als Leuten, die einem blanke Waffen entgegenſchicken, mit freundlichen Worten zu kommen.

Willem wunderte ſich ſelber über ſeinen Zorn, den das ausſichtsloſe Verlangen, bleiben zu können, nicht als Knecht, ſondern als Herr in einem Häuschen, in ihm hervorrief — in ihm, der früher nie in ſeinem Leben einen Anſäſſigen beneidet hatte.

Er legte ſich platt an die Erde, auf die Hand geſtützt, um gleich wegſpringen zu können. Aber

der Gendarm ritt weiter, ſchnell, wie hingerufen, der Stadt zu.

Willem öffnete den Mund, um — wie es ſeine Gewohnheit war, wenn er einer Gefahr entronnen — ein paar luſtig pfeifende Töne von ſich zu geben. Aber er brachte keinen Ton heraus. Der Zorn in ihm war in der Tat ein andrer als ſonſt, verflog nicht gleich wieder, ſondern blieb in ihm, gab ſeinem wetterzerriſſenen Geſicht einen drohenden Ausdruck, zog ihm die Hand zur Fauſt zuſammen. Eine Gier ſteckte in ihm, etwas anzupacken, niederzuſchlagen. Und dann, wenn das Feindliche am Boden lag, etwas an ſich zu reißen — ein Häuschen, eins der Bauernhäuschen da vor ihm.

Ja, es iſt kein Zweifel mehr: er wünſcht ſich ein Häuschen. Das damals in Genua war nicht nur Heimweh geweſen, ſondern auch Sehnſucht nach Ruhe. Und nun haben die ſonderbaren, lächerlichen Worte des Bruders alles in ihm aufgeriſſen. Sie hören nicht auf, in ihm zu klingen. Auch in ihm wandeln ſie ſchon mit Zaubergewalt das Unwirkliche zum Wirklichen um.

Er lachte laut, daß ſein Bart ſich bewegte.

Nein, durch den Bruder kommt kein Armer zu ſeinem Häuschen. Aber er, Willem — er wird doch ein Häuschen ſein nennen: hat er nicht noch jeden

Hahn auf dem Zaun, nach dem er Begehr trug, in den Sack gesteckt? Und das wird so geschehen: da die Menschen von selber nichts geben, nimmt man's ihnen. Wer nehmen will, muß der Stärkere sein. Nun was? Da sind hundert, tausend, die ein Häuschen wollen, morgen sind es zehntausend, übermorgen die ganze Welt — wie der Bruder sagt. Und nun — der Besitzenden sind so wenig — wie wollen sie sich wehren gegen die Armut, die sich erhebt. Ja, die Welt soll neu geteilt werden — aber nicht in Liebe, nein, in Streit und Schlag; mag nur Blut fließen — wer's Leben lassen muß, braucht ohnedies kein Häuschen mehr. Siehst du, Bruder, so komme ich, ich zu meinem Häuslein und meinem Pflugland; ein paar Obstbäume sollen mir auch darauf stehen. Und die andern — werden wohl auch dazu kommen.

Jetzt war der Zorn von ihm gegangen. Mit einer fröhlichen Tapferkeit, einer sorglosen Raufluſt kehrte er um, zum Bruder zurück. Er stieß mit dem Schuh an ein Beil, das im Gras lag. Er nahm es mit sich — hatte ja nie etwas, was er am Weg fand, zurückgelassen.

Jetzt saß er unter dem Menschenhaufen, das Beil unter der Jacke verborgen, und warf mit lachendem Mund spottende, aufreizende, schwerfällig

hervorgebrachte Worte um ſich. Er konnte nicht ſolch lange und ſchnell folgende Sätze bilden wie der junge Bruder. „Nun — was iſt mit den Helmen und Säbeln?“ Er ſah alle an, die zu ihm getreten waren, in ihrer Erregung immer bereit, Neues, auf ihre Sache Bezügliches zu hören, verſteckte die hellen Augen unter den faltigen Lidern, hob die Lider wieder auf und richtete die Augen zwinkernd nach den Gendarmen hin. Alle tauſend Furchen und Falten in dem Leder ſeines Geſichtes ſchloſſen und öffneten ſich. „Seht her,“ rief er den Beamten fröhlich und herausfordernd zu, „auch ich hab' hier meinen Säbel.“ Dabei fuhr er mit der Hand unter den Rock und hob das Beil hoch.

Der Haufen um ihn wuchs ſchnell. Nicht mehr nur jüngere Frauen traten hinzu, deren Augen mehr und mehr zu glühen anfingen. Auch Mütterchen, die doch in einem langen Leben Geduld gelernt hatten, wurden unruhig, murmelten unverſtändliche Worte, zuckten mit den Händen. Die altklugen unter den Kindern ſpürten die wachſende Erregung, ſtellten ſich heimlich heran, hörten den Worten des wildbärtigen Mannes zu, ſahen in die Geſichter der Erwachſenen, begannen haſtig zu atmen. Und endlich fingen die jungen, durch Trunk, Krankheit oder Entbehrung geſchwächten Männer

an, ihre Geſichter zu einem eiſernen Ausdruck zuſammenzuſchließen und die Fäuſte zu ballen. Sie verloren das Blut aus den Wangen, ſahen ſtarr und finſter auf irgend welche Punkte in der Luft.

Nach einer Weile ließ Willem wieder ein paar Worte aus ſeinem Mund kommen, nur leiſe: „Wie lange wollt ihr hier noch ſitzen und warten? Worauf eigentlich wartet ihr? Unſer ſind zweitauſend, dreitauſend — die da haben zweihundert. Was? Es iſt doch Land genug um uns. Da ſind Bauern, Herren und Grafen, die haben mehr, als ſie brauchen. Warum nehmt ihr euch das Land nicht? Warum ſchlagt ihr euch nicht Bäume aus dem Wald und baut euch Häuschen?“ Und dann, wieder nach einer Weile, noch leiſer, mit der Verſchlagenheit eines Geſellen von der Straße: „Jeder von euch ſollte ſo ein Beilchen haben, ſo ein kurzes, hartes Beilchen.“

Er brauchte nicht mehr zu ſagen. Die wenigen Scheite waren genug, um den glimmenden Brand zum Aufflammen zu bringen. Man verſtand ihn, kam ihm entgegen, ſchritt ſchneller aus als er, ſchritt ihm voran.

Eine Frau in den mittleren Jahren, mit den erſten grauen Haaren, die ſo klein war, daß ihr knochiges Geſicht gleich über der unteren Körper-

hälfte zu ſtehen ſchien, ſtellte ſich breit hin, hob die Arme mit einer leidenſchaftlichen Bewegung, griff dann mit den Fingern in die Erde hinein, hob Steine auf, kreiſchte: „Vorwärts! In das Land hinein! Wir nehmen uns jeder ſein Teil! Vorwärts, packt Steine auf! Schlagt jeden tot, der ſich wehrt!“ Aber ihre Stimme war zu ſchwach, ihr Leib zu kurz, als daß andere als die Nächſtſtehenden ſie gehört oder geſehen hätten.

Die Unruhe der Menge äußerte ſich mehr in drohend zuſammengebiſſenen Zähnen, in ſchnellem Hin- und Herſetzen der Füße, in kurzen Ausrufen, in leiſen, heftigen Erzählungen ihrer Not von einem zum andern hin, in aufſchluchzenden Verwünſchungen gegen die Beſitzenden, die an allem Schuld waren. Was? Warum ſperren ſie uns den Weg zum Kaiſer? Wollen wir nicht alles in Güte abmachen? Sind es nicht Leute des Kaiſers ſelber? Nun denn, wahrhaftig: ſo ſollte man mit der neuen Teilung der Erde ſelber, gleich hier, beginnen. Wir wollen nicht viel, aber unſer Häuschen und ein Stück Boden wollen wir.

Der Mond trat aus den Wolken.

Joſef hatte zwei Kinder auf eine Streu Blätter gebettet, eine Decke über ſie gebreitet und ihnen das Haar geſtreichelt, bis ſie eingeſchlafen waren.

Er dachte an die fernen, fremden Länder, zu denen er hinwandern mußte — wenn hier, in der Heimat, das Glück eingezogen war.

Da — was war das?

Der Sturm ſchien zurückgekehrt zu ſein — aber Jacken und Röcke hingen unbewegt an allen Körpern herunter. Es ergab ſich, daß es wieder das Murren von geſtern war, das Murren der Dunkelheit, der Kälte, der Furcht.

Aber das Murren von heute hatte viel gewaltigere Kraft. Es wuchs, wuchs geſchwind in die Breite, lief in alle Ecken, kam zurück, ſchichtete ſich wie ein Berg auf, ein ſchwarzer, unheilvoller Berg. Erſt klang es dumpf, rauh, wie wenn Steinſchotter, aus dem Strom ausgeſchöpft, langſam über Eiſen in den Kahn rollt. Dann ſchwang ſich der helle, wie in der Ferne läutende Klang der Frauenſtimmen hoch darüber. Schnell ſtieg der dunkle Ton der Männerſtimmen nach, und hell die Frauenſtimmen noch einmal darüber hinaus.

Das Weinen der Kinder verhallte in dem allgemeinen Lärm. Aber ſie ſteigerten die Erregung, indem ſie ſich an die Röcke der Frauen, die Beine der Männer klammerten oder wie aufgeſchreckte Teile einer Herde jetzt hierhin, jetzt ſchnell dorthin trippelten.

Zugleich ſtand, wie von der aufflimmenden Woge der Stimmen hergetragen, der Bruder vor dem Schiffer. Ihre beiden Köpfe hoben ſich allein über die Köpfe der niedriger gewachſenen Menge hinaus. „Nun," rief er mit der wohlbekannten, gutmütig bärenhaften und jetzt ein wenig ſpöttiſchen Stimme, „tu ein Wunder! Tu jetzt dein Wunder!" Dann hob er ſein Beil hoch. „Voran, worauf warteſt du? Wir wollen nicht zum Kaiſer! Sieh das Beil, Junge — wir ſchlagen den Wald nieder, wir reißen die Fabriken zu Boden. Dann haben wir Holz und Steine und können bauen. Und Land iſt auch da. Voran, gegen die Säbel unten! Oder tu ein Wunder — nun, Junge, zeig dein Wunder!"

Die Menge hörte nicht den Spott. Sie ſahen noch in dem Schiffer den Führer und hoben, mit Stöcken, Steinen, Körben und Säcken bewaffnet, beſchwörend die Arme zu ihm auf. Sie wurden zwar, als ſie ſein Geſicht ruhig gegen den Himmel gerichtet ſahen, von einer Scheu ergriffen. „Voran!" riefen ſie, „gegen die Säbel! Führ uns — wir wollen ſie zertreten, die Kerle!"

Eine neue Art Freude rauſchte in dem Schiffer auf. Es drängte ihn ſelber, nun, nach all der unabläſſigen Arbeit der Gedanken, auch einmal den

Körper tätig ſein zu laſſen, alle Sehnſucht des Innern in die Wucht eines Fauſtſchlages zuſammenzufaſſen. Der Trotz des Schiffers aus altem Schiffergeſchlecht ſtand in ihm auf, der ein Leben lang jeder Liſt des Stroms und des Sturms wieder Liſt, jeder Gewalt wieder Gewalt entgegengeſetzt hatte, der rheiniſche Gerechtigkeitsſinn, der rheiniſche, ſchnell aufſteigende und ohne lange Überlegung anpackende Zorn, das rheiniſche Raſch-Helfenmüſſen, wo irgend eine Hilfe nötig war. Es war ein Wohlgefühl von überraſchender Art, das ſich von ſeinen Fäuſten her, die ſich langſam ballten, in ihm ausbreitete. Das krankhaft erregte Blut kam zur Ruhe, die Gedanken dachten nicht mehr in dieſe ungeheure, die Beſinnung nehmende Weite, die Bildkraft ging nicht mehr dieſen über alles menſchliche Maß hinauslockenden Farben und Klängen nach. Die Augen ſahen wieder in die Nähe, ſahen wieder die Wirklichkeit, erkannten in dem Feind da unten den Feind.

Er nahm aus der Hand des Bruders das Beil und hielt es hoch. Wenn es zum erſten Schlag niederfällt, mit der Kraft, die aus der Höhe über den Wolken kommt, wird es den Feind vertilgen, alles Unrecht und alle Not der Welt in einem einzigen Anprall zerſchmettern, die Menſchheit

freimachen. Seht, leuchtet das Beil nicht? Steht nicht der ganze Mann da in Glanz und Flammen? Es ist das Beil der Gerechtigkeit selber, ist das Beil Gottes selber.

Aber merkwürdigerweise blieb das Beil in der Luft, senkte sich nicht, zitterte. Und der Schiffer kehrte sich nicht gegen den Feind, sondern blieb dem Volk zugewandt.

Ein Augenblick der Ungewißheit entstand.

Endlich rief eine Stimme, kühn, trotzig: „Wenn du der Herr Jesus bist — wirf sie von den Pferden, tu ein Wunder!"

Und tausend anschwellende Stimmen: „Tu ein Wunder — wenn du der Herr Jesus bist!"

Als ob er selber Kraft aus dem hochgehaltenen Beil geschöpft hätte, die Kraft, das zu tun, was das Rechte für ihn war, ließ der Schiffer den Arm fallen. Die kleine Freude, die von dem Körper ausging, verließ ihn, die frühere Seligkeit, die von innen kam, kehrte zurück. Ja, ein Wunder tun, ein Zeugnis ablegen für die Größe der ewigen Macht, die ihn gesandt, für die Gerechtigkeit und Wahrheit seines Vorhabens, für sein Jesustum, für den Frieden, den er über die Welt bringen will. Keine Gewalt soll angewendet, kein Blut soll vergossen werden.

Er warf das Beil ins Gras, lächelte, ein wenig ſchelmiſch wie ein Kind, das einen Scherz vorhat, führte die Hand durch die Luft, ſo behutſam, als ob die leiſe Bewegung da unten einen Sturmwind hervorrufen müſſe, und ſagte flüſternd: „Sie ſind fort, alle — ſeht hin, der Weg iſt frei.“

Der Schleier hatte ſich ſo dicht über ſeine Augen gelegt, daß er in der Tat die Männer auf ihren Pferden nicht mehr ſah.

Aber die Schar das Volkes ſah ſie durch die Monddämmerung heraufſchimmern — von den Zäunen und Bäumen durch die Regelmäßigkeit der Geſtalt zu unterſcheiden — ſo gut wie vorher.

Nach einem kurzen, entſetzten Schweigen erhob ſich ein Schrei der Wut. Man war betrogen; — das war nicht Jeſus, das war ein Mann wie die anderen. Die feierliche Stimmung der Gemüter zerbrach in einem Gefühl der Scham. Der ganze Glückstraum war zerſchellt, wie eine bunte Seifenblaſe in der Luft zergangen. Die Frauen — wie ſie die erſten geweſen, die an ihn geglaubt — waren nun die erſten, die ihn ſchmähten. Sie hoben die Fäuſte gegen ihn, ihre Geſichter waren verzerrt, ihre Stimmen gellten.

Da rief die tiefe Stimme Willems über alle weg: „Zum Teufel — laßt ihn! So gehn wir

ohne ihn! Mir nach — vorwärts! In der Nacht trifft keine Kugel!“

Wie eine Woge ſchoß alles Lebendige ihm zu.

Der Schiffer tat einen gewaltigen Schritt, rief hell und jauchzend über die Menge hin, ſtand mit breiten Beinen und weiten Armen, um die Kraft der Woge ſich zuzuführen, ſie an ſich zerlaufen zu laſſen. Er ließ niemand vorbei, veränderte ſeine Stellung, wenn die Woge eine andere Richtung nehmen wollte, und rief und rief. „Bleibt! In Frieden alles, in Liebe — in Liebe!“

Ein Stein flog gegen ihn.

Er drehte den Kopf nicht darnach.

Eine Frau hob die Hand gegen ſein Geſicht auf.

„Schlag deinen Heiland,“ ſagte er ruhig. „Wie ſie mich damals geſchlagen haben, in Jeruſalem. Wer weiß — vielleicht warſt auch du unter ihnen.“

Die Frau zauderte kurz, traf dann ſein Geſicht mit der geballten Hand, einmal und noch-einmal.

Jetzt überſchüttete ihn ein Hagel von Steinen. Er wankte, ſchützte das Geſicht mit den Armen, breitete die Arme noch einmal aus, um doch noch Widerſtand zu leiſten, und fiel.

Eine einzelne Stimme ſchrie auf — die Stimme Annas.

Über das gefallene Hemmnis traten die ausſchreitenden, dann laufenden Sohlen.

Der Boden rollte, die Zäune brachen. Das Elend der Welt ſelber hatte Geſtalt angenommen und lief als ein einziges rieſenhaftes Weſen die Wieſe hinab; der Haß hob die gewaltige Fauſt, um endlich Rache zu nehmen; die Sehnſucht ſtreckte die Arme aus, um nach dem Glück zu greifen.

Kinder in kurzen Röckchen liefen mit, wurden niedergetreten, erhoben ſich wieder. Weißhaarige Mütterchen hoben ihre Stöcke auf und trappelten mit einer unvermuteten Geſchwindigkeit dahin. Einer nahm im Lauf dem andern die Waffe ab, um ſich ſelber damit zu verſehen. Den Frauen löſten ſich die Haare, aller Augen glühten wie flackernder Brand. Eine Mutter nahm ihr Kind und hob es als Waffe hoch, bereit, damit auf den erſten Feind einzuſchlagen.

Ein einzelner Schuß brach durch die Nacht. Ein wildes Aufſchreien als Antwort und ein ziellоſes Werfen von Steinen. Dann ward die Luft von dem Krachen einer Salve zerriſſen, die ſich wie eine weite, heranbrauſende Wand dem Anſturm entgegenwarf.

Immer wieder fuhr die Wand über das Gras hinauf, entſetzlich in ihrer Unſichtbarkeit. Sie dul-

dete nichts Aufrechtes, warf alles, was aufſtand, von neuem hin.

In einer faſt lächerlichen Plötzlichkeit war der Kampf ſchon entſchieden, ehe er noch recht angefangen. Ein Kriechen, ein polterndes Laufen, ein einziges Fliehen den Hang zurück, zum ſchützenden Wald hinauf, ein Keuchen der Furcht, ein Wimmern der Verwundeten, ein Fliehen auf allen Wegen, das Wiehern der Roſſe, die auf der Verfolgung durch das Holz des Waldes brachen — dann nur noch die Ruhe der Nacht.

XII.

Der Schiffer erwachte und hob den Kopf. Um ihn war Dämmerung.

Er taſtete mit den Händen und griff ins Gras.

Dieſes Gras rief ihm alles ins Gedächtnis zurück. Auf dieſem Gras hatte er zuletzt geſtanden und die Arme abwehrend vor die Menſchen gebreitet. Wo ſind ſie? Wo ſind die Gendarmen, die Soldaten? Iſt alles ein Traum geweſen? Auf! Warum liegt er da? Er hat Großes zu tun.

Aber um ihn war niemand mehr als der Hund. Und ſein Leib blieb liegen, als hielte ihn die Erde feſt. Zugleich ſpürte er ein Heißes an ſeiner Stirn und die Zunge des Hundes daran. Er hob die Hand darnach und griff in den Schnitt einer Wunde. Das war die Stelle an ſeiner Stirn, von der immer aufs neue all dieſes Denken ausgegangen war. Sie hat ihn oft geſchmerzt. Aber ſie hat ihm auch das Glück der leuchtenden Bilder und ſeligen Gedanken gegeben. Nun haben ſie

mitten durch dieſe Schmerzen, durch dieſe ſtolze Schönheit die klaffende Wunde geſchlagen. Und nicht die Feinde — die Freunde, ſeine Kinder haben ihn getroffen.

Ganz unvermittelt ſah er ſich durch den weißen, ſonnenbrennenden Sand eines fernen, ſüdlichen Landes dahergehen, in einem hemdartigen, bis zu den Füßen hängenden Gewand, hinter ſich zwölf Männer. Er ſchritt unter fächerartigen Bäumen hin, die wenig Schatten gaben, und auf eine Stadt zu, die mit flachen Dächern einen Fels hinaufklomm. Leute kamen aus einem Tor, Männer, Frauen und Kinder, alle mit fremden, dunklen Geſichtern und in ſolchen Gewändern, wie das ſeine war. Es ritten welche auf Eſeln, andere auf hochbeinigen Kamelen. Er wandte ſich um zu den zwölf Männern und zeigte ſeine weißen Zähne im Lachen — denn er wäre faſt über einen kleinen Stein geſtolpert, während er einem großen auswich. Und ein fernes, feines Klingen drang von der Stadt herüber: „Hoſianna — Hoſianna —“

Der Schiffer ſtöhnte. Jetzt lag er, Jeſus, hier im deutſchen Gras und hatte zum zweiten Mal das Spiel verloren. Zum zweiten Mal haben die Menſchen ihn verlaſſen. Damals haben ſie ihn ans Kreuz geſchlagen, diesmal mit Steinen zu

Boden geworfen. Das Leben rinnt heraus, bald wird die Stirn wohl leer ſein.

Seine Arme waren plötzlich ſchwer. Er wollte — unfähig die Hände aus dem Gras zu heben — die Finger ausſtrecken. Aber auch die Finger hatten keine Kraft mehr, blieben krumm und im Krampf an ihrem Platz.

So öffnete er nur den Mund, legte alle Kraft in einen einzigen Ruf des Schmerzes und des Verlangens: „Leben —!“

Und während er glaubte zu rufen, während ſein Mund ſtumm blieb, nur keuchenden Atem von ſich gab — ſah er verwundert in der Ferne den erſten Tagſchein, den Tagſchein der wirklichen Erde.

Er erkannte: Ich bin's, der Schiffer Joſef, der wie ein Kind ans Land gegangen und dem das Land Unheil gebracht hat — wie es die Mutter vorherſagte. Ich bin ein Tor geweſen. Wie ich über das Brett vom Schiff ans Ufer ſchritt, ſo bin ich auf das große unſichtbare Brett getreten, das unſere Welt hier mit jener fernen, verborgenen verbindet, und das die andern Menſchen zu klug ſind zu betreten. Die Erde hier ſoll ein Ort der Strafe bleiben — die Welt der Glückſeligkeit iſt anderswo. Ich wollte darnach greifen — und bin geſtürzt.

Wieder ganz unvermittelt ſah er ſich auf ſeinem Schiff ſitzen, ſah ſeine Frau Maria neben ſich ſtehen, ſeinem Arm hingegeben. Eine ihrer blonden Flechten war ihr entfallen, und ſie ſprach zu den beiden Kindern hinunter, die ſich bemühten, im Spiel dem Vater die ſchweren Schuhe von den Füßen zu ziehen. Über dem allen lag die Sonne und das weiße Leuchten der aufgetürmten Sommerwolken. Und er, Joſef, lachte klar und heiter — — er hörte es deutlich.

Aber gerade dieſes Lachen rief eine jähe, den Atem nehmende Angſt in ihm auf. Er kroch, in einer neuen Kraft, zu einem nahen Erlenſtamm, ſchlang die Arme darum, ſah den Baum an mit irren Augen, ſchlug ſeine Stirn daran und fragte den Baum: „Bin ich's? Bin ich der Herr Jeſus? Bin ich Jeſus?“ Und dann wieder: „Oder bin ich wirklich nichts als ein Tor, ein Wahnſinniger? Tu ich gar unrecht? Mache ich die Menſchen glücklich, liebe ich ſie wirklich ſo über alle Maßen oder bin ich ſchlecht, eitel, gewiſſenlos, ein Verräter, ein Verderber? Verdiene ich, daß ſie mich zur Erde ſchlugen?“

Er griff mit den Fingern in die Rinde des Baumes hinein, um ihn zu einer Antwort zu zwingen. Er ſah in den kommenden Tag hinaus, als

ob er — da der Baum ſchwieg — von dem eine Antwort erwarte. Er legte den Kopf auf den Leib des Hundes, ſtreckte die Arme um den Hund, erdrückte ihn faſt. Er warf ſich auf die Kniee, hob das vom Blut gefärbte Geſicht zum Himmel auf und rief, erſt demütig, dann dringender: „Gott — Vater — hilf mir! Sage mir, wer bin ich? Sieh, Vater, ich liege hier und greife mit den Armen nach dir. Du ſiehſt in mich, du weißt, daß es nichts als die Gerechtigkeit, als das Mitleid in mir iſt, das mich vom Schiff zu den Menſchen gehen ließ. O Vater, erbarme dich! Nicht meiner — denn gern trage ich Wunden des Leibes und die Schmerzen des Innern. Aber der Menſchen erbarme dich, der armen, die ohne Glück ſind und die ſo wenig brauchen, um glücklich zu ſein. Gib mir Kraft, Vater, mach mir Füße und Hände ſtark, mach mir meine Worte ſtark. Vater, Vater, verlaß mich nicht; du haſt mich geſchickt, du darfſt mich nicht verlaſſen. Sieh herunter zu mir, ſprich zu mir, gib ein Zeichen, gib ein Zeichen!“

Als keine Antwort kam, wurde er zornig, brauſte auf, höhnte. „O, wenn du nicht ſprechen willſt, dann biſt du ſchwach, dann haſt du Furcht, kannſt nicht erfüllen, was du vorhatteſt mit mir. Du biſt nicht Gott.“ Ein Einfall kam ihm: „Nein, freilich —

du kannſt freilich nicht ſprechen zu mir, denn du biſt ja in mir. Ich bin Gott. Ich ſelber, ich allein bin ja Gott."

Er ſuchte mit den Händen nach Dingen, die er umklammern konnte, um Gewißheit von ihnen zu erlangen. Aber er ergriff nie etwas anderes als Gras und Steine. Dadurch ſprang ein Trotz in ihm auf. „Was, ich habe euch erſchaffen und ihr wollt mich verſpotten? Ich brauche euch nicht; ich will es euch zeigen: ich bin ſtark auch ohne euch. Ich, ich!"

Er riß das Gras aus, ſchleuderte die Steine von ſich, warf ſich plötzlich zu Boden, biß mit den Zähnen in die Erde und begann laut zu ſchluchzen, voll Weh. Der Schweiß von ſeiner Stirn vermiſchte ſich mit ſeinen dicht und unabläſſig herausſtrömenden Tränen.

Der Hund heulte auf, ſtellte ſich hin, bellte in kurzen Stößen, ſchien ſeinen Herrn aufzufordern.

Und in der Tat ſtand der Schiffer, in einer Anſpannung aller Kräfte, auf: ja, er war gewiß geworden, er war Jeſus. Er hob den Kopf zum Himmel, der Himmel flammte auf. Das Gras, der Baum, die Zäune, die Wälder und Höhen fingen zu leuchten an, begannen zu ſingen. Jeder Stein zu ſeinen Füßen ſang, ſtrebte zu ihm auf.

Dieſe Flut des Lichtes und der Töne riß ihn mit ſich. Das alte Strahlen trat wieder auf ſein Geſicht. Er band ſich die Schuhe, nahm den Hund am Halsriemen und ging, mit dem früheren ausladenden Schritt des Schwärmers, die Wieſe hinunter — ſeinem Ziel zu.

Sein Ziel blieb der Kaiſer. Nie noch in ſeinem Leben hatte er einmal von einem Ziel abgelaſſen; er hatte mit Zähnen und Fäuſten gerungen, bis er ein Buch begriff; er hatte ſein Schiff voll beladen bis zu dem Tag, den er ſich vorgeſetzt; er war durch niedriges Waſſer und treibendes Eis gefahren, wenn es in ſeinem Willen gelegen, irgend eine Stadt zu erreichen.

Da ihm die Menſchen untreu geworden, ſo wollte er allein ſeinem Ziel zugehen, den Mund nicht auftun, als bis er vor dieſem einen ſtand. Und von dieſem einen Kaiſer wird er gehen zu den Kaiſern und Königen der Ferne, über die Berge, über die Meere — er allein, er, Jeſus.

Du ſollſt nicht verzagen, Menſchheit — warte nur, der Tag kommt doch, die Liebe naht doch!

XIII.

Auf der Landstraße, wenige Tage später, schritt der Schiffer daher. Es war kaum noch derselbe Mensch. Sein Haar hing unbedeckt und verwirrt hinab. Seine Füße hoben sich nur müd und schwer von der Erde, wenn sie sich auch unaufhaltsam fortbewegten. Aus den Schuhen, deren einer durch einen herumgewundenen Strick vor dem Auseinanderfallen bewahrt war, sahen die schmutzbedeckten und blutenden Zehen hervor. In der Hand trug er einen Stock, den er von einem Baum zur Seite der Straße gebrochen hatte. Aus dem bleich und lang gewordenen Gesicht aber strahlten in einer unheimlich schimmernden Starrheit die zwei geweiteten Augen. Immer dicht an des Herrn Fersen lief der Hund, wie der Herr müd und abgemagert, wie der Herr mit blutenden Füßen.

Durch Waldteile und Dorfstraßen schritt der Schiffer. Die Fuhrleute hielten ihre Wagen an und sahen ihm nach, in den Dörfern warfen die Kinder

mit Steinen nach ihm und die Hunde ſprangen den ſeinen an.

Aber er ſah von dem allen nichts. Sein Geiſt war völlig verwirrt und hielt nur an dem einen feſt, ſeinem Ziel: dem Kaiſer, dem Volksbeherrſcher, dem Strahlenden. Er nickte den Leuten nicht mehr zu, ſondern ſah wie achtlos an ihnen vorbei; denn es war für ſein Werk von Vorteil, wenn er unerkannt und ungeſtört blieb. Er ſchritt und ſchritt. Die Sonne ſchien warm, und er wiſchte ſich oft den Schweiß von der Stirn.

Wenn ein Waſſer kam und er über die Brücke ging, ſo glaubte er die Füße unmittelbar über die Flut zu ſetzen und ſo auf den Wellen zu ſchweben. Wenn ihn dürſtete, ſchlug er mit dem Stock an einen Stein oder einen Baum, hielt den Mund hin und bildete ſich ein zu trinken. Er hob den offenen Mund zum Himmel und wähnte, von oben geſandtes, unſichtbares Manna zu eſſen, während die Entbehrung ſeinen Rücken mehr und mehr krumm zog. Er hörte eine Frau zur Nachbarin ſich Regen wünſchen, ihres Feldes wegen — und in ſeiner alten, aufquellenden Güte hob er den Stock ein wenig und wähnte, auf dieſe Art Regen hervorzurufen, ſo ſehr, daß er meinte, das Waſſer von ſeinen Haaren ſtreifen zu müſſen. —

Unterdes hatte die alte Mutter auf dem Schiff

einen kleinen Korb gepackt und ging, den jüngsten und liebsten der Söhne zu suchen. Nicht anders schritt sie ihm nach, von dem die Kunde überall an den Ufern laut war, als ob sie sich wie die vielen andern Mütterchen dem sonderbaren Zug zum Glück hätte anschließen wollen.

Auf einer Karre fuhr sie hinter seiner Spur her und hielt von Zeit zu Zeit, nach ihrer alten Gewohnheit vom Schiff, die Hand über die Augen, um Ausschau zu halten. Sie tat es bekümmert, fast ohne Hoffnung mehr, ihn zu finden.

Plötzlich sah sie ihn am Wegrand sitzen, wie er dem Hund einen Splitter aus der Pfote zog.

Sie stieg von ihrem Karren herab, nahm Abschied von dem Fuhrmann und ging — mit ihren kleinen, schnellen Schritten von früher — auf den Sohn zu. Das Herz hörte in ihr auf zu schlagen, und der Arm ließ den Korb sinken, als sie dem Sohn ins Gesicht sah. Aber kurz und ohne zu fragen, sagte sie, indem sie ihn an den Arm faßte: „Komm — nach Haus!“

Der Sohn erkannte die Mutter nicht, sah sie wieder an mit seinen großen, irren Augen.

„Steh auf,“ wiederholte sie, „komm aufs Schiff zurück, das Eis ist fort, das Wasser steht gut, wir müssen aus dem Hafen.“

Er fragte, immer in dem Beſtreben, Gutes zu tun, das ihn allein ausfüllte: „Habt Ihr Hunger, Frau?“ Er reichte ihr einen Stein. „Seht, glaubt nicht, daß das ein Stein iſt. Er iſt zu Brot geworden, durch meinen Willen. Nehmt.“

Die Mutter ſah dem Sohn in die Augen und ſank neben ihn ins Gras, ohne Kraft, zu ſtehen, unfähig, zu ſprechen oder auch nur zu weinen.

Er ſtrich tröſtend über den weißen Scheitel. „Seid Ihr müde, gute Frau, ſo will ich befehlen, daß hier ein Meer entſteht und ein Schiff, auf dem Ihr Eurem Ziel zufahren könnt.“

Sie ſchlang ihre Arme um ihn, drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt, um Augen und Ohren zu verſtecken und nicht ſehen und hören zu müſſen.

Er hob ihren Kopf auf und ſah in ihr Geſicht, voll Mitleid und doch prüfend und ein wenig mißtrauiſch. „Weib, deiner Not ſoll geholfen werden. Du ſollſt dich zu mir ins Schiff ſetzen und meinen Weg mit mir machen. Nur ſage keinem Menſchen ein Wort — mein Ziel muß geheim bleiben.“

Er hob den Stock. „Siehſt du, nun iſt Waſſer um uns, das Meer. Wir ſitzen im Schiff. Das Segel iſt geſpannt, hei, wie das Schiff fliegt, das gute Schiff. Rück dicht an mich, daß dich der Wind nicht davonträgt. Setzt noch ein Segel auf, Ma-

troſen, und du, Mann am Steuer, laß nicht nach in deiner Kraft — wir müſſen eilen.“ Eine kindliche Freude, daß die Dinge der Erde ihm ſo leicht gehorchten, erfüllte ſein Geſicht.

Die Mutter hatte ihre Arme von dem Sohn gelöſt, ſaß da, die Hände in den Schoß gelegt, zuſammengeſchrumpft wie ein leeres Bündel, mit ſtumpfen Augen. Der Schiffer aber war erregt, ſeine Bruſt ging ſchnell auf und nieder.

Ein alter Bauer kam daher, der ſeine Kuh am Strick führte.

Der Schiffer vergaß ſeines Wahns, daß er auf dem Meere ſei, richtete ſich auf und ſagte in einer ſtillen Seligkeit: „Erhebe dich, Frau — der Kaiſer iſt da. Er wartet nicht, bis ich komme — er kommt mir entgegen.“

Er beugte den Kopf ein wenig und ſtand in einer rührend edlen Demut da, bis der Bauer herankam.

Dann trat er einen Schritt vor und ſagte, leiſe und feſt: „Herr der Völker, Gott mein Vater gab dir ein, daß ich zu dir kommen wollte, und nun kommſt du mir entgegen. Ich ſehe daraus, daß du guten Willens biſt. Herr, es wird dir nicht fremd ſein, daß dein Land und die weite Welt von Not und Leid voll ſind. Ich bin aus meiner himmliſchen Höhe herabgeſtiegen, um euch Menſchen

das Glück zu bringen. Aber ich will nichts, als dein Diener ſein, ich will nur raten, und du, der Menſchen größter, ſollſt alles ins Werk ſetzen. Ich will dich erleuchten, hör mir zu: Nimm dein Land und teil es in viele Teile. Zerſtöre alle Städte, alle Fabriken und Eiſenbahnen. Jeder von euch Menſchen ſoll ein Stück der großen Erde beſitzen, ſoll ſich ein Häuschen darauf bauen und vom Ertrag ſeines Ackers ſein Leben friſten. Und nimm dies nicht etwa als die Rede eines guten, aber ſchwärmeriſchen Toren, ſondern gib acht auf meine Worte, du und alle, und ſeid glücklich."

Der Bauer ſah die Mutter an, ſah wieder den Sohn an und erkannte bald, daß er es mit einem irre Redenden zu tun habe. In einer ungewiſſen Ehrfurcht halb, und halb in einer rückſichtsvollen Güte, in einer Art guter und ſchnellbereiter Laune auch, nahm er ſeinen Hut ab, nickte mit dem Kopf und ſagte: „Ja, ja. So ſoll es ſein. Alles ſoll ſein, wie du es ſagſt, Sohn Gottes."

Der Schiffer hob den Kopf, richtete ſich auf, küßte den Alten auf den flatternden weißen Bart und ſagte: „Ich wußte es. Nun kehre um und verkünde alles den Menſchen. Und auch du ſei nicht mehr Herrſcher, ſondern ſei wie alle, nimm eine Axt und baue den Häuschen."

Der Bauer ging voll Verwunderung, lachend und die Entgegenkommenden aufhaltend.

Der Schiffer aber ſtand, in einer unnatürlichen, krampfartig ſtarren Haltung, ſchien ſich vergebens noch höher aufrichten zu wollen, während ſein Geſicht anfing zu leuchten — und brach plötzlich in ſich zuſammen, fiel der Mutter in die Arme, ſank ins Gras, ſtieß ſonderbare Laute aus, zuckte mit Händen und Füßen und hatte Schaum vor dem Munde.

Aber jetzt fand die Mutter ihre alte Lebendigkeit wieder; denn nun wußte ſie, wo und wie ſie anzugreifen hatte. Sie legte den Kranken auf den Rücken, öffnete ihm die Jacke, netzte ihm die Stirn mit Waſſer, das Bauernfrauen herbeibrachten. Sie ſchalt die müßig Umhergaffenden, befahl den Männern, eine Tragbahre herbeizuholen. Nur ein tiefes Schimmern ihrer blauen Augen zeugte von der Liebe und dem Schmerz in ihrem Innern. —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf ſeinem Schiff ſaß der Schiffer und ſchnitt an einem Wanderſtock. Abends nahm ihm die Mutter den halbfertigen fort, und am nächſten Morgen begann er mit einem neuen.

Dabei ſah er unabläſſig nach den beiden Ufern

hin, die neben dem Schiff herglitten, während die Mutter am Steuer ſtand und während Maria, die ſchon wieder leiſe zu ſingen begann, in der Küche das Feuer ſchürte.

Ein ſeliges Kinderlachen ging nicht mehr fort von ſeinem Geſicht. Das Geſicht war gar keines andern Ausdrucks mehr fähig; der Mund und die Haut um die Augen hatten ſich für immer zu dieſem Lachen feſtgezogen. Denn er ſah die Ufer an, nicht wie ſie waren, voll Mühe und Leid und leichtlebigem Genuß wie immer, ſondern er wähnte ſie und die Welt dahinter glücklich geworden — durch ihn. Er wähnte, daß da nur noch Lachen und Singen, frohes Säen und jubelndes Ernten und ein ſtilles Denken an die tiefſten Dinge herrſche.

Er ließ keine Schere mehr an Haar und Bart. Er vergaß die kleinen Pflichten des Alltags ſo ſehr, daß die Mutter ihm jeden Morgen Geſicht und Hände waſchen, daß Maria ihm das Eſſen klein ſchneiden und zum Mund führen mußte.

Wenn die Glocken in einem Dorf zu läuten anfingen, ſo ſtrahlte ſein Geſicht auf. Denn er dachte, daß man läute, um ihn, den König der Welt, zu begrüßen, um ſeine Vorüberfahrt mit den Klängen der Freude und Dankbarkeit zu begleiten.

Er ſegnete die Leute am Ufer und winkte ihnen noch von ferne zu — wird es doch ſeine letzte Vorüberfahrt ſein; bald wird er von dieſer Erde gehen und in ſein Reich der Höhe zurückkehren. Sein Werk iſt getan, die Jahrtauſende des Harms und des Unfriedens ſind vergeſſen, Ordnung und Glück läßt er hinter ſich.

Eines Abends vergaß die Mutter ihm den Stock, an dem er ſchnitt, wegzunehmen.

Am andern Morgen war der Schiffer verſchwunden. Kein Zeichen des Abſchieds hatte er zurückgelaſſen, keine Andeutung, wohin er ſich gewandt. Standen ihm doch Mutter und Baſe nicht näher als alle die andern Menſchen, war ihm doch das Schiff nicht mehr Heimat als die ganze übrige Welt — allen gehörte ſeine Liebe in gleich hohem Maße. Und in gleich geringem Maße. Denn ſeine wahre Heimat war der Himmel.

Es blieb für immer unbekannt, wohin er ſeine Schritte geführt. In keinem Dorf, auf keiner Landſtraße war eine Spur von ihm zu entdecken. Es war, als ob er wirklich raus der Welt gegangen. Nur den Hund, den er mit ſich genommen, fand man von Bauern erſchlagen. Vielleicht lag auch der Narr ſo hinter irgend einem Buſch.

Lange nach dem Weggang des Schiffers ſchwie-

gen noch die Schiffsleute auf dem Rhein in einer merkwürdigen Scheu und ſahen am Steuer vorüber auf den Strom hinaus, wenn einer ſie um dieſe Dinge fragte. —

In irgend einer ſüdlichen Ferne, unter fremden Menſchen und fremden Bäumen, wanderte Willem, der Bruder, daher, ein wenig gebückter, den Kopf noch ein wenig ſuchender vorgeſtreckt. Mehr und mehr entfernte ſich ſein Weg von der Heimat.

In der Spitze des Schiffes ſtand zuweilen, wenn die Sonne unterging, immer noch die kleine, alte Frau, hielt die Hand an die Augen und ſah nach irgend etwas aus.

Und auf einer Wieſe, einen Tag weit vom Strom, wellte ſich ein niederer Hügel, grasbeſtanden aber ohne Kreuz und Stein: das Grab derer, die dem blonden Schiffer geglaubt, die ſich von ihrem Schickſal hatten frei machen wollen und denen die Kugeln der Soldaten eine andere Art Freiheit gebracht hatten — auch Anna lag unter dem Hügel.

Mann und Frau und Kreuz gaben ein Bild der Menſchheit ſelber: ein Suchen und Warten überall und endlich das grüne Gras über dem Grabe.

Aber über dem Gras die Sterne.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W 35

Uferleute

Geſchichten vom untern Rhein

von

Wilhelm Schmidt-Bonn

Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.50

Aus den Beſprechungen

Bonner Zeitung: Die vierzehn Geſchichten unſeres reichbegabten Landsmannes Wilhelm Schmidt-Bonn, die von ihm unter dem Titel Uferleute zuſammengefaßt worden, ſind Skizzen eines jungen Talentes, das ſich zunächſt noch entwickeln muß, keine Meiſterarbeiten. Doch ſchon heute kann geſagt werden, daß Schmidtbonn bei ſtrenger Selbſtzucht und ruhigem Vorwärtsſchreiten unſere Literatur, ſpeziell die Volksliteratur, um manche wertvolle Gabe bereichern wird. Daraufhin deuten trotz mancher Schwächen faſt alle ſeine Erzählungen. Der junge Dichter beſitzt ſowohl eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe, die das Weſen der Dinge ſchnell erfaßt, wie auch die Kraft, das Erſchaute in kräftigen, ſeine Eigenart ſchon heute verratenden Linien zu zeichnen. Überhaupt iſt der Stil zur Zeit das Merkwürdigſte an ſeinen Skizzen. Für alles hat er eine beſondere, völlig ſubjektive Ausdrucksweiſe. Was andere vor ihm ſchon zwanzigmal geſagt haben, ſagt er zum einundzwanzigſtenmal in einer ganz neuen Form, ohne dabei affektiert oder manieriert zu werden.

Deutſche Monatsſchrift: Völlig ſicher tritt ein anderer homo novus auf: Wilhelm Schmidt-Bonn, der in ſeinen „Uferleuten" Geſchichten vom untern Rhein erzählt. So kräftig iſt ſein Schritt, ſo ruhig ſeine Hand, ſo geſchloſſen ſcheint ſein Weſen, daß er mit einem Skizzenbuche Eindruck machen konnte. Man fragt ſich unwillkürlich: was ſoll da noch weiter werden?

Wilhelm Schmidt iſt ganz der Schlag Clara Viebig. Ihre Vorzüge ſind ſeine Vorzüge, die Vorzüge einer geſunden, kräftigen Robuſtheit. Er hat in ſeiner Art etwas Verſtändiges, aber auch Un-

verrückbares. Er fliegt nicht wie ein Adler in die Sonne: er ruht, wenn das Bild erlaubt ist, massig wie ein Steinblock auf heimatlichem Erdboden und läßt die Sonne zu sich kommen. Er ist wie Clara Viebig ein bürgerlicher Dichter. Er ist mehr für den Alltag als für den Feiertag. Kleinbürgersleute darzustellen bevorzugt er; sie gelingen ihm weitaus am besten. Dieser Schmied, der dem Deserteur hilft; der kleine Schuster, dem ein Student die Frau geküßt hat und der sich deshalb duellieren will; die arme Nähterin, die einem rohen Kerl in die Arme fällt, die rheinische Bäuerin, die ihre Kinder rächt; der blinde Bettler, der Strom-Vagabund; der Soldat, der der roten Schürze nachläuft; Bahnschaffner und Spitalleute — in diesen Kreisen bewegt sich der Erzähler Wilhelm Schmidt und sie kennt und schildert er ausgezeichnet. Man ist dann so durchaus sicher mit ihm; man will kaum glauben, daß man ein Erstlingswerk vor sich hat. Mit außerordentlicher Plastik tritt eine Gestalt, eine Szene hervor und prägt sich fest ein. Nichts Überflüssiges gibt es da; nicht den lyrischen Überschwung des Anfängers; kein Zuviel und kein Zuwenig. In den kleinen Skizzen ist überall die objektive, epische Ruhe des fertigen Erzählers.

Es kommt Wilhelm Schmidt weiter zustatten, daß er hübsche und originelle Szenen erfindet. „Stoffe" kann man kaum sagen. Es wäre ja verfrüht, nach diesem einen Buche schon ein Urteil über die Grenzen seiner Begabung fällen zu wollen, aber es ist schwer zu glauben, daß es ihm gelingen wird, gleichmäßig einen größeren Rahmen auszufüllen. Er hat eine zu große Freude an der bloßen Szene. Er schildert zum Beispiel zwei Leute, die auf einer Scholle den Rhein hinabgetrieben werden und von denen der eine den andern ins Wasser wirft. Oder eine angetrunkene hübsche Dirne, die nach dem Karneval von einem jungen Priester schlafend auf der Straße gefunden wird und ihren „Erwecker" durchaus küssen will, ehe sie in ihrem seligen Rausch weiterschlummert. Alle seine Skizzen ohne Ausnahme stellen solch eine Szene. Da läuft ein Soldat von der Übung weg der „roten Schürze" eines drallen Mädels nach. Da verbeugt sich die dumme blinde Großmutter, weil draußen am Sedantage Hurra und Hoch gerufen wird, und sie meint, es gelte ihr und dem Sohne, den sie bei Sedan verloren. Meisterhaft sind diese Szenen — man muß es stets von neuem sagen —, aber ich mußte dabei auch an einen bestimmten Künstler denken, an den im Roman lebenden Greiner. Dessen Aktstudien sind so herrlich schön und kräftig, daß man immer glaubt, dieser Greiner müsse mindestens ein Klinger werden. Ich begeistere mich jedesmal dafür. Doch er kommt im höchsten Sinne nicht über den Akt hinaus, auch in seinen größeren Kompositionen nicht. Es fehlt da ein Letztes, vielleicht die höchste geistige und gemütliche Kraft.

Wenn man nach all den kleineren Skizzen Wilhelm Schmidts die fast einzige größere liest, die sich zur Erzählung runden möchte, „Die Sünde im Wasser", so wird man verstehen was ich befürchte.

Auch hier ist wieder die erste Szene prachtvoll. Die beiden Menschen auf dem Baum, unter ihnen die fortwährend steigende Flut — das wissen nicht viele mit solcher Eindringlichkeit zu geben. Aber während mir dieses Bild noch lange vor Augen stehen wird, hab ich schon heute vergessen, was nachfolgt.

Damit sollen die „Uferleute" nicht herabgesetzt sein. Ich darf im Gegenteil dazu raten, sie kennen zu lernen. Man soll sich erst einmal freuen, daß wieder einer da ist, der etwas kann.

Dresdener Anzeiger: Die Geschichten, die Wilhelm Schmidt-Bonn unter dem Titel „Uferleute" gesammelt hat, verraten eine erfreuliche Begabung. Der Verfasser erzählt am natürlichsten die einfachen Begebenheiten aus dem Leben des Volkes, so vom Bremser, der an die Frau des verunglückten Kollegen die Todesnachricht zu bringen hat; von den alten Eltern aus dem Dorfe, die den studierten Sohn besuchen; vom Schmied, der den Deserteur beherbergt und pfiffig verbirgt, von der Bäuerin von anno dreizehn, die ihre Rache am Franzosen nimmt, der ihre Kinder vergewaltigt hat; oder von den beiden Bauern auf der Eisscholle, deren einer den andern plötzlich heimtückisch herunterstößt, — man sieht, der Verfasser strebt über Zustände und Stimmungen hinaus zu Handlungen mit kurzer Entwicklung und Abschluß, und zwar zu vorwiegend ernstem Abschluß. Das ist wohl überhaupt das Verheißungsvolle an ihm, daß er bei allem beherzten Glauben an das Gute im Menschen die kleinen wie die großen Niederträchtigkeiten, wie sie das Leben so harmlos mit sich bringt, ehrlich und anschaulich in seine Charakterbilder mit aufzunehmen weiß. Seine Leute sprechen das Platt des Niederrheins ganz natürlich, ohne damit in die Länge und Breite dick zu tun, wie in Heimaterzählungen oft. Man spürt selbst aus den minder gelungenen, etwas romantisch veredelten Stücken die maßvoll abwägende Lebenseinsicht eines tüchtigen Mannes heraus, der weiter keinen übertriebenen Ehrgeiz hat, fortzureißen, sondern nur die Freude, eine kurze Weile unterhaltsam zu führen. Aus solcher Bescheidenheit zieht die Kunst ihre gesundeste Nahrung.

Hamburgischer Korrespondent: Ein paar Sätze nur, dann horcht man auf, — lauernd, spähend, wie ein Jäger, der auf Fährte geht —

Das sind Uferleute, durch die ein Strom echten Lebens braust, gesunde Menschen, denen sich Herz und Arm reckt voll treibender Kraft. Geschöpfe, die „den Rhing hüre, op de Rhing erus sehn müsse," wenn ihnen das Heimweh nicht die warmquellende, lebensdrängende, sinnenfreudige Heiterkeit weglöschen soll.

Durch dies Werk fällt ein heller Schein auf die Heimatkunst, die für so Unzählige, die ihr als Künstler zu dienen vermeinen, nur ein Begriff, ein leeres Wort, ein Farbfleck ohne Zeichnung ist, und die doch nur dann eine Daseinsberechtigung hat, wenn sie mit der Seele buchstabiert wird, aus der Seele heraus ihr „Leben" empfängt.

Das Packende, Unmittelbare des Ausdrucks, die eminent starke Darstellungskraft, in der eine gesunde Sinnlichkeit wie ein Pulsschlag hin und her klopft, weckt das Erinnern an einen wesensverwandten und gleich gerufenen Vertreter einer Heimatkunst, den vorzüglichen Schilderer des Egerlandes, Nicolaus Krauß, der sich durch seine Roman-Trilogie „Heimat" eine weitgehende Beachtung erworben hat. Es sind nur wenige, die dieser Art entsprechen, die einen Überschuß an Kraft ohne ängstliches Erwägen in sich zu zügeln wissen. Man freut sich daher, wenn man ihnen unvermutet begegnet. Wilhelm Schmidt-Bonn war uns bisher nicht bekannt. Ist es ein erstes Buch? (Der sehr unwahrscheinliche Schluß der größeren Eingangsarbeit ist das einzige, was zu der Frage Anlaß gibt.) Dann, — nein, auf alle Fälle: Glück auf zum Weiterstieg!

Leipziger Tageblatt: Keine „Rhein- und Wein"-Geschichten! Wir sehn uns nicht in einer typischen Rheinlandschaft, sondern in dem eigenartigen Grenzgebiet, da, wo der Rhein aus den sonnigen Schieferwänden, die der Sommer mit grünem Wein bedeckt, in weitem Bogen in das unübersehbare Flachland hinaustritt, wo endlose braune Äcker zu beiden Seiten vom Wasser aufsteigen und rauchende Fabrikschlote in den weißen Himmel starren. Die Menschen, die ihre Häuser hier an den Strom gebaut haben, haben ihre Eigenart von ihren Ufern hergenommen. Neben der grundlosen Fröhlichkeit der Bergleute oben, die sie Kindern gleich sein läßt, dem schnell kochenden Blut, dem trotzigen Rechtsgefühl tragen sie die merkwürdige, stille Sehnsucht und den rastlosen Fleiß der Menschen der Ebene in sich. Der Schmied, der den Deserteur versteckt; der Handwerker, der den Studenten zum Zweikampf fordert; der alte Geselle von der Landstraße, der die entbehrungsreiche Freiheit dem behaglichen Asyl vorzieht; die jungen Leute, die nicht Kraft genug haben, einer sündigen Liebe zu widerstehen, und doch Kraft genug, sie mit dem freiwilligen Tod in den ewigen Wellen zu büßen — das alles sind „Uferleute", Menschen, die nur in dieser Landschaft möglich sind. Sie reden alle in einer breiten, singenden Sprache und handeln in einer noch merkwürdig ungebrochenen Kraft der Triebe. Und über allen diesen Menschen, die nichts von der den Rheinländern herkömmlich nachgesagten Zechernatur an sich haben, wächst groß und gespenstisch die Gestalt des Stromes auf. Er gleißt, seiner eigenen Schönheit froh, im Morgenglanz; er trägt geduldig die rauchenden und segelnden Schiffe, von denen er nie leer ist; er tritt zornig über die Ufer; er zieht die Menschen in seinen nassen Schoß, grausam oder erbarmungsvoll, als letzter Freund.

Rheinisch Westfälische Zeitung: Ein neues, vielversprechendes, künstlerisch sehr starkes Talent haben wir in Wilhelm Schmidt-Bonn zu begrüßen. Seine „Geschichten vom untern Rhein" in „Uferleute" möchte ich Gorkis besten Erzählungen zur Seite stellen. Hier spricht ein wirklicher, tiefempfindender und doch einfach darstellender Dichter zu uns, der in gleich fesselnder Weise das leiden-

ſchaftlich Starke, Impulſive, den großen Moment wie das Aparte, Zarte, Genrehafte und Intime prägnant und charakteriſtiſch zu ſchildern vermag. Es iſt, als lebe die alte Malerei der Rheinländer, die verwandt der der Holländer iſt, in dieſen einfachen, zu Herzen gehenden Geſchichten wieder auf. Freilich von der Düſſeldorfer Romantik lebt und träumt nichts in dieſen Geſchichten, deshalb verglich ich ihn in einem Atemzuge mit der Rheinländiſchen und Holländiſchen Malerei: Feinſter Realismus, dunkel und hell zugleich, befreiende Herzenswärme, die hellen, lichten Farben des Tages, das weite, breite Licht der Ebene liegt über dieſen Geſchichten, auch über den tieftragiſchen. . . . Endlich einmal wieder ein deutſches Novellenbuch, auf das wir ſtolz ſein können, das Leben und Kunſt enthält!

Raben

Geſchichten vom untern Rhein

von

Wilhelm Schmidt-Bonn

Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Aus den Beſprechungen

Arbeiter-Zeitung: Durch „Raben" geht — der Titel deutet's ſchon an — ein düſterer Ton: grau iſt die Grundfarbe des Ganzen, und „leichte" Novellen, Novellen für die Eiſenbahnecke etwa, ſind's wahrlich nicht, die Schmidt hier bietet. Aber einen anderen Vorzug haben ſie dafür: auf jeder Seite empfinden wir's: das iſt ein Dichter, der da zu uns ſpricht, ein ſtark empfindendes und ſicher geſtaltendes Talent, und wer Skizzen ſchaffen konnte wie etwa „Das Glücksſchiff" und „Muſikantentod", dem darf man noch eine ſchöne Zukunft prophezeihen.

Berliner Neueſte Nachrichten: Ein tiefes, ſchönes Buch.

Borromäus-Blätter (Bonn): (Inhalt.) Schmidt erzählt fein und anſchaulich bis ins kleinſte, ohne Prätenſion, ohne jede Effekthaſcherei, ſo daß man ſich faſt wundert über die einfache natürliche Darſtellung, die aber eben deshalb ihre Wirkung nicht verfehlt. Für die große Maſſe werden ſeine Geſchichten wenig Reiz bieten, es ſind zu ſehr Kabinettſtückchen pſychologiſcher Darſtellung.

Deutſche Arbeit (Prag): (Inhalt.) Schmidt ſchlägt, mit Ausnahme eines kleinen leicht ſatiriſchen Stückchens, vorwiegend ernſte und getragene Töne an; die von jeder hochmütigen Überlegenheit ſo ferne ernſte Teilnahme an ſeinen Geſtalten, die einfachen Mittel, mit denen er kräftige Wirkungen erzielt, auch die völlige und doch nicht einſeitig auf die Spitze getriebene Beherrſchung der Mundart hat er mit Clara Viebig gemeinſam.

Hamburger Fremdenblatt: Dieſe elf Novellen ſind ausnahmslos in kleiner Form, mit kleinen Mitteln Würfe größten Stils. Ein leitender Gedanke zieht ſich durch alle dieſe Geſchichten — das Motiv der Sehnſucht. Schmidt-Bonns Herz gehört den Kleinen, den Beladenen, den von der Inſel des Glückes Ausgeſtoßenen. Von dem ſehnſüchtigen Empfinden dieſer kleinen Leute weiß er uns mit packender Realiſtik und poetiſcher Verinnerlichung zu erzählen. Es ſind

echte und rechte Rheinlandskinder, die Schmidt-Bonn uns in seinen Novellen vorstellt, Menschen von starkem Temperament, die bis ins letzte Alter das kindliche Herz und mit ihm den Hang zum Übersinnlichen sich bewahren.

Hamburger Nachrichten: „Raben" sind ein Werk, auf das die deutsche Literatur, trotz mancher berechtigten Vorbehalte, sich was zugute tun kann. Und die Rheinländer noch mehr. Wilhelm Schmidt-Bonn hat, wie es Clara Viebig, seine Meisterin, der auch die „Raben" gewidmet sind, schon tat, bewiesen, daß die Rheinländer nicht die liederliche Karnevalsgesellschaft sind, deren Menschentum und Menschenwürde erstickt sind im Narrentum.

Literarische Rundschau: Hat W. Schmidt dem deutschen Publikum vor kurzem erst in seinen Uferleuten viel des Interessanten geboten, so müssen wir ihm heute danken für all das Schöne, was er uns in seiner neuen Dichtung „Raben" gibt. Er erzählt uns in packender Weise von den armen müden Menschen unten am Rhein, die sich nach Glück und Sonne sehnen und „deren Sehnsucht nach dem Sonntagsland ewig die gleiche unstillbare bleibt". Von den elf kleinen Erzählungen des Buches ist jede gut gegeben, sorgfältig durchgearbeitet und für den Leser spannend bis zum Ende. Manchmal wird der Verfasser zwar etwas langatmig, doch ist dies ein Mangel, der sich später gewiß verlieren wird. Mit Liebe und Verständnis hat Schmidt auf den tiefsten Grund der Volksseele geschaut und das Große, Eigenartige, Sinnige, das er da fand, getreu und wahr wiederzugeben versucht. Episoden aus dem täglichen Leben, nichts weiter, schildert er uns schlicht und einfach und doch mit so viel Stimmung, daß das natürliche Leben selbst beim irrenden Menschenherzen von höherer Weihe getragen scheint.

Monatsblätter für die Literatur: Ein wunderbares Buch! „Raben" hat es der Verfasser genannt und er schildert darin das Los der Ausgestoßenen, der Armen und um ihrer Armut willen Verachteten. Die Raben, von niemand geliebt, sondern von allen geschmäht, die, wo sie sich niederlassen, sofort wieder verscheucht werden und darum mit heftigem Geschrei und in großen Massen unstet von einem Ort zum andern fliegen, diese hat sich der Verfasser zum Vorwurf seiner Schilderungen der Armen und Kranken, der Verlassenen und Verlorenen, der Vergessenen und Enttäuschten genommen, derer, die in stiller Resignation auf die Einkehr des Glückes hoffen, deren Hoffen aber ein vergebliches bleibt und die schließlich der schmerzlichsten Enttäuschung zum Opfer fallen. Ein bitteres Weh zieht mir durch die Seele beim Lesen dieses seltsamen Buches, Mitleid empfindet mein Herz, wenn ich Vergleiche ziehe zwischen mir und den in dem Buche gezeichneten, lebenswahr gezeichneten Gestalten. Um wieviel glücklicher bin ich doch da als jene im Leben schon tot zu nennenden, um alle Hoffnungen betrogenen Menschen. Nicht Reichtum allein macht glücklich, Zufriedenheit des Herzens und der Seele macht das wahre Glück aus. Willst du sie finden, so tue

einen Blick in Wilhelm Schmidts „Raben", dann lernst du unter dich schauen, da lernst du begreifen, wie viele, viele deiner Mitmenschen sich unglücklich fühlen, wie viele ihrer keine bleibende Stätte finden können, ausgestoßen und verachtet sind wie die Raben.

Die Nation: Es ist ein gutes, ein sehr gutes Buch. Seine Menschen alle sind in ihrer Not uns so menschlich lebendig und nahe, wie nur echtes, künstlerisches Können sie zu gestalten vermag. Und das schwermütige Grau, das über all den kleinen Stimmungsbildern liegt, will uns nur als wahr erscheinen.

Rheinisch Westfälische Zeitung: Das Buch „Raben" hat eine soziale Grundstimmung, die sich hier und da sogar zur Tendenz verschärft. Die Menschen aus dem Sonntagsland kommen gewöhnlich recht schlecht weg; der Dichter fühlt und denkt wie ein Armer. Und aus dieser Seelenstimmung heraus schreibt er seine Geschichten, die manchmal gar nicht mal zu einer Geschichte werden, sondern in der Skizze stecken bleiben. Einige Stücke muten an wie Studienblätter zu größeren Dichtungen. Der Dichter hat da nur Eindrücke festgehalten. Aber das beweist gerade seine Dichterkraft, daß sich dem denkenden Leser die Skizzen zu lebensvollen Bildern erweitern. Wilhelm Schmidt-Bonn ist ein Anreger, dessen Dichtungen alle Saiten unseres Empfindens zum Mitklingen bringen, der den Leser zwingt, mit- und weiterzuschaffen. Impressionen dieser Art sind zum Beispiel die Skizzen „Frühlingsfeier" und „Zwei, die sich begegnen", sowie „Raben", deren Schlußakkorde lange nachklingen. Abgeschlossener sind die größeren Erzählungen „Schlaraffenland", „Der Knecht" und „Die Letzte", Stücke, die zum besten unserer neueren Novellendichtung zählen. Noch höher aber stelle ich die Novelle „Das Glücksschiff", in der das wundersam ergreifende Sehnsuchtmotiv der Novelle „Schlaraffenland" noch einmal aufgegriffen und größer durchgeführt wird. In all diesen Geschichten sind Gestalten von geradezu verblüffender Greifbarkeit, deren Schöpfer zu größter Meisterschaft gelangen und uns vielleicht noch einmal eine große Dichtung schenken wird, wenn er sich von seiner Neigung frei macht, alles, auch das Nebensächliche, das Zufällige zu sagen, wenn er, das überflüssige Rankenwerk verschmähend, es lernt, nur die großen Linien zu ziehen, die ewigen . . . . Und seine Gestalten leben in einer Landschaft, die mit einer Treue gezeichnet ist, die als Quelle innigste Liebe zur Heimat hat. Ein solches Zusammenstimmen zwischen den Menschen und der Natur gelingt nur dem Künstler, der beides, Land und Leute, mit gleicher Liebe umfaßt. — Es war mir eine Freude, dies gute Buch hier anzeigen zu dürfen; es ist das Werk eines echten Poeten, ein kräftiges Versprechen für die Zukunft.

Weser Zeitung: Unser Dichter hat Geschick für Einzelheiten, einzelne Gestalten und Gegenden. Liebevoll und feinsinnig weiß er Inneres und Äußeres der Menschen zu durchdringen. Das Buch steckt voller Genrestücke, mit oft geradezu bildmäßig ausgeführten Stellen.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

51763.56.135
Der Heilsbringer,
Widener Library
003585378
3 2044 087 273 298